N.C.
46.33

II 947

STAATL.
BIBL.
BAMBG.

Crawfurd's Gesandtschafts-Reise nach Siam und Cochin-China,

und

Velasco's Reise in Japan;

für die Jugend bearbeitet

von

Carl Friedrich Dietzsch,
Dekan und Stiftsprediger in Oehringen.

Mit 4 illuminirten Kupfern.

Leipzig, 1832.
Ch. E. Kayser'sche Buchhandlung.

EX LIBRIS J. SCHEDEL.
ヨセフ,シエーデル

Inhalt.

I. Reise von Calcutta bis Bangkok. 3
II. Bangkok. Audienzen bei dem Minister und König. 16
III. Merkwürdigkeiten von Bangkok. 38
IV. Buddha-Religion. 46
V. Siamesische Leichenfeierlichkeiten. 59
VI. Beschreibung Siam's in Hinsicht auf Geographie und Regierungsform. 66
VII. Fortsetzung. 79
VIII. Abreise von Bangkok nach Hue, der Hauptstadt von Cochin-China. 89
IX. Beschreibung von Hue. 103
X. Geographische Beschreibung von Cochin-China 117
Anhang: Velasco's Reise in Japan. 127

Reise

nach

Siam und Cochin-China,

von

John Crawfurd.

Im Auszuge.

I.

Reise von Calcutta bis Bangkok.

Im Monat May 1821 — erzählt Crawfurd — wurde ich von dem verstorbenen Marquis von Hastings, damaligem General-Gouverneur von dem britischen Ostindien, mit einer Sendung an die Höfe von Siam und Cochin-China beauftragt *), um einen Handelsverkehr mit ihnen einzuleiten.

Capitain Dangerfield, Lieutenant Ru-

*) Das britische Ostindien macht mit den abhängigen Staaten den größten Theil Vorderindiens aus, von dem Ghautsgebirge bis zum Vorgebirge Comorin, und vom äußersten nördlichen Ende des Scindiah-Staates bis zur Mündung des Ganges.

Siam, Reich in Hinterindien, grenzt nördlich an Birman und China, östlich an Anam, südlich an den Meerbusen von Siam und die Halbinsel Malakka, westlich an Birman.

Cochin-China, Reich auf der Ostküste der hinterindischen Halbinsel; von China, von dem chinesischen Meere, und von Siam und Birman umgeben.

therford und der Arzt Finlayson waren meine Begleiter. Capitain Dangerfield war mir als Beistand, und nöthigen Falles zum Stellvertreter beigegeben; Rutherford hatte das Commando unserer kleinen aus 30 indischen Soldaten bestehenden Bedeckung, und Finlayson begleitete die Gesellschaft als Arzt und Naturforscher. Das Schiff John Adam, in Indien erbaut und von ungefähr 380 Tonnen *) Trächtigkeit, sollte das Gesandtschaftspersonale an Ort und Stelle bringen.

Nach Empfang meiner Instructionen und mit den nöthigen Beglaubigungsschreiben des General-Gouverneurs an die Könige von Siam und Cochin-China versehen, für welche die nach orientalischer Sitte erforderlichen Geschenke beigefügt waren, schifften wir uns am 21sten November 1821 in Calcutta ein **), und, nachdem wir

*) Nach Tonnen bestimmt man die Last oder Schwere, welche ein Schiff tragen kann, und in dieser Bedeutung ist eine Tonne so viel als eine Last von 2000 Pfunden. Wenn daher gesagt wird, daß ein Schiff 380 Tonnen führe, so heißt dieß so viel: es kann eine Ladung von 760,000 Pfund tragen.

**) Calcutta, Hauptstadt der Präsidentschaft Calcutta und der Provinz Bengalen, am Hugly, einem Arme

kurze Zeit auf Malakka und Borneo verweilt waren, gingen wir, den 22sten März 1822, auf der Rhede *) von Siam vor Anker. Kaum war dies geschehen, so faßten wir ein Schreiben an den Prah-klang, oder den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ab, worin wir ihn von unsrer Ankunft benachrichtigten, auch die Zahl unsrer Mannschaft, und ähnliche Details ihm angaben. Dies Schreiben wurde durch einen unsrer Offiziere nach Paknam, der ersten Station aufwärts des Menam-Stromes, abgefertiget, welcher mit einer freundlichen Antwort des Gouverneurs von Paknam zurückkehrte. Zwei Tage später traf ein von dem Hofe abgesandter, portugiesischer Dolmetscher bei uns am Bord ein, durch den uns der Gouverneur von Paknam anzeigen ließ, daß er von seinem Hofe Instructionen zu unserm Empfange erhalten habe, auch daß eine Barke bereits unterwegs sei, uns nach der Hauptstadt zu brin-

---

des Ganges, Sitz des britischen General-Gouverneurs von Indien, und der höchsten Gerichte.

*) Rhede, eine Gegend des Meeres, nicht weit vom Ufer, welche gewöhnlich einen guten Ankergrund für Schiffe hat, die daselbst sicher liegen und bei eintretender Fluth in den Hafen einlaufen, oder wieder in See stechen können

gen, daß es aber, nach dem für dergleichen Fälle als unwiderruflich angenommenen Gebrauche, erforderlich sei, unser Geschütz ausladen zu lassen, ehe das Schiff weiter aufwärts fahren könne. Wir fügten unsrer sehr artigen Antwort ein kleines Geschenk für den Gouverneur bei, und machten zugleich Vorstellungen, sowohl gegen das Ausladen unsers Geschützes, als auch darüber, daß eine Barke unsere zahlreiche Mannschaft unmöglich fassen könne. Wenige Stunden nachher machte uns der Neffe des Gouverneurs seinen Besuch am Bord, und wiederholte, daß der Befehl in Bezug auf das Ausladen des Geschützes unabänderlich sei, daß man aber weitere Instructionen hierüber von dem Hofe einholen wolle. Daß nur eine Barke für uns bestimmt sei, suchte er durch die Unkenntniß, wie viele unsrer seien, zu entschuldigen, weil sonst gewiß weitere Maßregeln zu unsrer Bequemlichkeit würden getroffen worden sein. Hierin lag aber eine Unwahrheit; denn wir hatten die Zahl unsrer Gesellschaft in dem Briefe an den Prah-klang ganz genau angegeben, und der Umstand, daß man nur eine Barke für uns absendete, zeigte deutlich den ersten Versuch, die Gesandtschaft, oder die von ihr repräsentirte Be-

hörde gering zu schätzen. Wir sahen uns daher zu einer gemäßigten Weigerung genöthigt, auch wenn dieselbe sollte mißfällig aufgenommen werden.

Unser Gast hatte die Gesellschaft eingeladen, gegen Abend in Paknam zu landen, und einem Gastmahle beizuwohnen, welches der Gouverneur uns zu Ehren veranstaltet hatte. Nach einiger Unschlüssigkeit wurde die Einladung angenommen, und wir wurden an dem Landungsplatze von dem Neffen des Gouverneurs empfangen, der uns nach dessen Wohnung geleitete. Männer, Weiber und Kinder hatten sich haufenweise versammelt, deren Neugierde besonders auf unsere indische Dienerschaft gerichtet schien, da der reine, nette und glänzende Anzug derselben mächtig gegen ihre rohe und schmutzige Halbnacktheit abstach. Nach einem kurzen Wege durch schmale, aus Barakken gebildete Gäßchen, kamen wir zu der Wohnung des Gouverneurs, welche aus gleich schlechten Materialien, wie die übrigen, erbauet war. Wir wurden in ein geräumiges Zimmer eingeführt, welches einige Fuß erhöhet lag, mit einem Boden von gespaltenem Bambus *). Die innere Stroh-

*) Bambus, eine sehr merkwürdige Rohrgattung

wand war durch zerfetzte chinesische Tapeten schlecht bedeckt, auch war das Zimmergeräthe mit Staub, Spinnweben, Oelrauch und Tabaksdampf beschmutzt. Der Gouverneur empfing uns auf das Höflichste an der Thüre, schüttelte uns, nach europäischer Sitte, tüchtig die Hand, und hatte Stühle für uns zurechtstellen lassen. Er war ungefähr fünf und vierzig Jahre alt, von runzlichen Gesichtszügen, aber freundlichem Benehmen, und es schien, daß er gerne zu gefallen wünsche. Sein Neffe, der nämliche, welcher uns eingeführt hatte, und sein Secretair saßen auf einem Teppich vor ihm; auch ein Deputirter, welcher so eben von dem Hofe eingetroffen, und zu unsrer Begleitung dahin bestimmt war, war zugegen. Der Name, oder vielmehr der Titel dieses Mannes, mit welchem die Gesandtschaft in der Folge sehr Vieles zu verhandeln hatte, war Luang-kochai-asa-hak. Er war in Calcutta gewesen, und sprach

welche in Ost- und Westindien einheimisch ist, und zu der Größe eines starken Baumes emporwächst, indem der zwei Fuß dicke Halm oder Stamm zuweilen über sechzig Fuß hoch wird, und sich oben in Aeste theilet. Dieses Rohr wird vielfältig benutzt. Aus den Blättern macht man Matten, aus der innern Rinde eine Art Papier, und aus den holzigen Theilen des Stammes allerlei Hausgeräthe.

die malayische *) Sprache ziemlich geläufig, aus welchem Grunde er auch zu unserm Begleiter auserkohren worden war. In der Mitte des Zimmers fanden wir einen Tisch nach europäischem Gebrauche, mit Schüsseln, Messern, Gabeln, silbernen Löffeln, und ziemlich schönen englischen Glaswaaren bedeckt. Derselbe war mit Schweinefleisch, Geflügel, Eiern, Reis, und mit einer Menge von Früchten, namentlich Orangen, überladen.

Ein Vorhang, der an dem einen Ende des Zimmers quer vorgezogen war, machte unsere ganze Aufmerksamkeit rege, und wir erfuhren zu unserer größten Verwunderung, daß hinter demselben der Leichnam des verstorbenen Gouverneurs von Paknam in Parade liege. Er war der Bruder des jetzigen Gouverneurs, und der Vater des jungen Mannes, der uns eingeladen hatte. Dieser Letztere hatte uns auch wirklich schon erzählt, daß sein Vater vor fünf Monaten gestorben sei, daß sein Leichnam einbalsamirt in Paknam liege, und daß sein Leichenbegängniß in wenigen Tagen Statt haben würde; allein wir ahneten nicht, daß wir mit der Gegenwart des Verstorbenen bei dem

*) Diese Sprache hat von der ostindischen Halbinsel Malakka oder Malaya ihren Namen.

Feste beehrt würden, zu dem wir eingeladen worden waren. Finlayson und Rutherford, welche den folgenden Tag ankamen, waren äußerst neugierig in Beziehung auf den Leichnam, und erlaubten sich, einige Nachforschungen darüber anzustellen. Der Sohn, an welchen sie ihre Fragen richteten, war nicht nur weit entfernt, sie übel zu deuten, sondern nahm sie vielmehr als verbindlich auf, und führte sie ohne allen Anstand zu dem Leichnam hin. Derselbe lag in einem mit weißem Zeug und Goldstoff überzogenen Sarge, und bei Abnahme des Deckels erblickte man ihn, gleich einer ägyptischen Mumie, in ein vielfaltiges Gewand eingewickelt, dem Anscheine nach ganz trocken, und mit Specereien so stark bestreuet, daß auch nicht der geringste üble Geruch zu verspüren war.

Der Gouverneur allein saß mit uns zu Tische, ohne an dem Mahle Theil zu nehmen, war aber desto geschäftiger, uns zum Kosten der aufgetragenen Leckerbissen zu nöthigen. Mein Dolmetscher erklärte mir, daß der Gouverneur bitte: „herzhaft zuzugreifen und nicht blöde zu sein," was, wie es scheint, bei den Siamesen eine gewöhnliche Höflichkeitsformel gegen ihre Gäste ist. Während der Mahlzeit kam der eigentliche Zweck

unserer Sendung gar nicht zur Sprache, weshalb ich den ganzen Besuch als eine leere Förmlichkeit betrachtete, mich aber darin sehr irrte; denn kaum war die Mahlzeit vorüber, als auch die Fragen, wie Schlag auf Schlag, mit großer Lebhaftigkeit folgten. Man fragte uns erst geradezu: was der Zweck unserer Sendung sei; worauf wir in allgemeinen Ausdrücken erwiederten: die Engländer und Siamesen seien benachbarte Nationen; wir wünschten daher unsererseits einen freundschaftlichen und lebhaften Verkehr zwischen beiden, und seien abgesandt, eine solche Verbindung nachzusuchen. Dieses genügte dem Gouverneur nicht, der anhaltend in uns drang, ihm genauer anzugeben, welche besondere Gesuche oder Begehren wir dem Hofe von Siam vorzutragen hätten; welcher Zudringlichkeit wir aber mit dem Bemerken auswichen, daß wir uns zu seiner Zeit und am gehörigen Orte ganz umfassend darüber aussprechen würden. Hierauf wurden wir nun aufgefordert, die für den König mitgebrachten Geschenke und deren Werth anzugeben, und wirklich setzte sich auch gleich ein Secretär hinter den Gouverneur, unsere Antworten niederzuschreiben. Wir wollten mit einer allgemeinen und unbe-

stimmten Antwort ausweichen, wurden aber mit gewandter Beharrlichkeit die Kreuz und die Quere inquirirt. Unter anderen meiner Geschenke hatte ich auch einiger Gewehre erwähnt, worauf der Gouverneur deren Anzahl zu wissen wünschte. Einige Hundert, sagte ich, und er bat mich, die Anzahl etwas bestimmter anzugeben; da sagte ich: „wahrscheinlich drei oder vier Hundert;“ und er erwiederte abermals: „Haben Sie doch die Güte, die eine, oder die andere Zahl zu bestimmen.“ Ich suchte des Gouverneurs Aufmerksamkeit von den Gewehren, Mousselins, feinen Tüchern, Crystallen, Spiegeln und ähnlichen Gegenständen ab, auf ein englisches Pferd hinzuleiten, welches auch zu den Geschenken gehörte, worauf er augenblicklich zu wissen verlangte: wie viele Fuß es hoch, wie viele Jahre es alt sei, welche Farbe es habe, wie lang der Schwanz desselben sei, und zuletzt noch, welche glücklichen oder unglücklichen Zeichen es an sich habe? Aller dieser Zudringlichkeit ein Ende zu machen, gaben wir dem Gouverneur die Zusicherung, sogleich bei unsrer Rückkunft an Bord durch einen unsrer Schreiber ein genaues Verzeichniß der Geschenke ausfertigen und ihm zu seiner Einsicht zustellen zu lassen. Es gab uns

diese Unterredung einen sehr frühzeitigen, aber auch sehr sichern Beweis jener Habgierde, welche wir später als einen Charakterzug des Hofes von Siam und seiner Beamten stets vorherrschend fanden.

Nach beendigter Verhandlung über die Geschenke, erinnerte uns der Gouverneur an die Aufmerksamkeit, welche Seine Majestät der König von Siam der Gesandtschaft durch die Absendung eines eigenen Ehrenbootes zu deren Fahrt nach Bangkok, der Residenz, erweise, und forderte uns auf, diesen gnädigen Beweis königlicher Huld nicht länger auszuschlagen, und uns in die allgemeine Verordnung wegen Ausladung unsers Geschützes zu fügen. Wir wiederholten unsere frühere Bemerkung, daß ein Boot durchaus nicht Raum genug habe, eine Gesellschaft von vier und siebzig Personen zu fassen, und gegen das Ausladen unsers Geschützes wendeten wir ein, daß, da einem portugiesischen Kriegsschiffe noch vor zwei Jahren gestattet worden sei, nach der Hauptstadt zu kommen, eine Gesandtschaft der englischen Regierung wohl das Recht habe, eine gleiche Begünstigung anzusprechen; so beharrten wir, trotz aller gegen uns angewandten Mühe, auf unserer Weigerung. Während dieser

Unterredung hörte, in auffallendem Widerspruche mit europäischer Sitte, eine Menge Menschen aus der gemeinen Classe zu, die uns gegenüber den ganzen Hofraum eingenommen hatten. Das Volk drängte sich wirklich zur Saalthüre herein, und von den Angesehenen keineswegs in ihrer Neugierde gestört, lauschten sie mit gespannter Aufmerksamkeit auf Alles, was verhandelt wurde.

Was wir bei unserm Besuche in Paknam gesehen hatten, war eben nicht geeignet, uns einen sehr günstigen Begriff von den Fortschritten der Siamesen in denjenigen Künsten beizubringen, welche das Leben durch verfeinerte Genüsse angenehm machen. Die Hütte eines geringen englischen Bauern bietet mehr wirkliche Bequemlichkeit dar, als die Wohnung des Gouverneurs von Paknam, der angeblich eine unumschränkte Gewalt über 50,000 Seelen ausübt.

Endlich kam Ko=chai=sa=hak, welcher inzwischen in Bangkok gewesen war, an Bord, mit der Erlaubniß des Hofes, auch mit unserm Geschütze den Strom hinauf zu fahren; wenn wir jedoch die Fahrt mit Booten vorziehen sollten, so würde der Hof für die erforderliche Anzahl derselben in einigen Tagen Sorge tragen. Wegen

größerer Freiheit, Schnelligkeit und Bequemlichkeit zogen wir vor, in unserm Schiffe zu bleiben, und segelten mit günstigem starken Landwinde stromaufwärts. Der Strom ist an seiner Mündung bis oberhalb Paknam ungefähr eine englische Meile*) breit; engt sich aber bald bis auf eine halbe Meile ein, und behält die gleiche Breite, mit einzelnen Ausnahmen, bis Bangkok bei. Auf unserer Fahrt passirten wir zwei gemauerte Forts**), eines auf jeder Seite des Stromes, welcher hier ziemlich schmal ist. Beide Forts begrüßten uns, nach militärischer Sitte, durch das Aufziehen ihrer Flaggen, und eine Musikbande brachte uns beim Vorüberfahren eine Serenade. Ein wohlgekleideter Anführer kam zu uns an Bord, und brachte uns in zwei Booten Früchte und andere Erfrischungen. Das ganze Land bot, so weit wir nur sehen konnten, einen sehr üppigen Anbau von Reisfeldern mit zahlreichen Dörfern, die sämmtlich mit Palmbaum- und Obstgärten umgeben waren, dar.

*) 3 deutsche Meilen betragen 11 englische.

**) Fort, eine kleine Festung.

II.

Bangkok. Audienzen bei dem Minister und König.

Die auf den beiden Ufern des Menam liegende Hauptstadt, Bangkok, gewährt in der Ferne einen interessanten Anblick. Zahlreiche Tempel des Buddha *), mit ihren hohen Thürmen, die meistens von Vergoldung schimmern, ragen über die niedrigen Hütten und Barakken der Einwohner hervor; Palmbäume und gewöhnliche Obstbäume sind dazwischen in Menge gepflanzt. Auf jeder Seite des Stromes befindet sich eine Reihe schwimmender Wohnungen, welche auf Bambus-

*) Buddhaismus, die Buddhaische Religion, eine in Indien disseits des Ganges zuerst entstandene, von Buddha (dem Weisen) dessen eigentlicher Name aber Gautama ist, und welcher etwa 500 Jahre vor Christus lebte, gebildete Religion. Von ihrem Inhalte wird weiter unten die Rede sein.

flößen ruhen, die an dem Ufer befestigt sind. Es scheinen dieses die reinlichsten und besten Wohnungen zu sein, in denen sich ansehnliche chinesische Kaufläden befinden. Nächst bei diesen Wasserwohnungen lagen die größten einheimischen Schiffe vor Anker.

Die Menge hin- und herfahrender Boote und Kähne, von allen Arten und Größen, gaben dem Strome ein sehr lebendiges Ansehen. Die Zahl derselben fiel uns anfangs sehr auf, weil wir noch nicht wußten, daß Bangkok wenig oder keine Straßen hat, sondern daß der Fluß und die Kanäle die gewöhnlichen Straßen bilden, nicht allein für Waaren, sondern auch für Menschen jeder Art. Manche dieser Boote dienen als Kaufläden für irdenes Geschirr, geräucherte Fische, frisches Schweinefleisch u. dergl. Verkäufer von Gegenständen dieser Art rufen ihren Kram, wie in europäischen Städten, lärmend aus. Unter den an den Ufern wandelnden Personen waren eine Menge Weiber und Priester des Buddha, welche letztere durch ihre geschorenen, entblößten Köpfe, und ihre gelbe Tracht leicht kennbar sind.

Am Tage nach unserer Ankunft legte ein Boot mit zwei Standespersonen an die Seite unsers

Schiffes an. Es waren der Sohn und der Neffe des Ministers, Knaben von ungefähr vierzehn Jahren, die man zu unsrer Bewillkommnung sandte. Sie brachten uns ein Geschenk von Früchten und feinem Thee, und die Einladung des Ministers, mit dem Schiffe noch weiter hinauf zu fahren, und seiner Wohnung gegenüber anzulegen, wo eine Deputation zur Empfangnahme des Schreibens des General-Gouverneurs an Bord kommen würde. Der Sohn des Ministers war ein munterer, geistvoller Knabe, schien aber in seiner Erziehung sehr verwöhnt zu sein. Wir bewirtheten sie mit Kaffee und Confect, und sie kaueten nachher so viel Betel*), und rauchten so übermäßig stark Tabak dazu, daß wir uns eben nicht den vortheilhaftesten Begriff von der Bildung und den feinen Sitten junger siamischer Edelleute machen konnten.

Gleich nach ihnen kam ein Secretär mit Gefolge zu uns, sein Notizenbuch und seinen Bleistift in der Hand, um das englische Pferd, welches einen Theil der Geschenke ausmachte, zu besich-

*) Betel, ein Rankengewächs mit wohlriechenden Blättern, welche die Indianer beständig im Munde führen und kauen.

tigen und für Seine Majestät eine genaue Beschreibung desselben zu entwerfen. Er war sehr beflissen, uns recht begreiflich zu machen, daß er unmittelbar von dem Könige, und nicht von dem Minister abgesandt sei. Es scheint, daß Seine Majestät von dem Pferde gehört hatten, und da Sie ihre Neugierde nicht zähmen konnten, Jemand unmittelbar abgefertigt hatten, um das Thier durch eine getreue Beschreibung im Voraus kennen zu lernen.

Gegen Abend dieses Tages kam auch wirklich, nach dem uns gegebenen Winke, eine Deputation zur Empfangnahme des Schreibens des General-Gouverneurs, deren oberstes Mitglied Pia-pipatikosa, der College des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, war; ein schöner alter Mann von ungefähr siebzig Jahren, mit einem offenen, einnehmenden Aeußern. Siamesische und europäische Begriffe von auswärtigen Gesandtschaften sind aber himmelweit von einander verschieden. Die Siamesen erweisen die hauptsächlichsten Ehrenbezeigungen dem zu überbringenden Schreiben selbst, keineswegs aber dem Gesandten, welcher es überreicht; denn diesen betrachtet man für nicht viel Besseres, als einen ansehnlichen Boten.

Der Präsident der Deputation eröffnete seine Rede mit der Erklärung: daß, nach siamesischer Sitte, die Schreiben aus fremden Staaten, bevor sie Seiner Majestät vorgelegt würden, den Ministern eingehändigt werden müßten, um deren Aechtheit zu untersuchen, und sie dann zu übersetzen. Auf unsere Bitte um Belehrung: ob eine Abschrift nicht genüge, wurden wir bedeutet, daß die Urschrift durchaus erforderlich sei. Das Schreiben des General-Gouverneurs wurde nun überreicht, und von dem alten Präsidenten in eine dazu mitgebrachte goldene Vase gelegt. Diese wurde darauf von der militärischen Bedeckung auf dem Hinterverdeck salutirend*) in Empfang genommen, und daselbst unter einen prachtvollen Sonnenschirm gestellt.

Ko-chai-sa-hak, welcher auch bei der Deputation zugegen war, überbrachte uns zugleich eine Einladung des Ministers, denselben heute Abend mit einem Privatbesuche zu beehren. Nach einiger Ueberlegung nahm ich sie an; Capitän Dangerfield und ich landeten demzufolge gegen sechs

*) Das Salutiren besteht bei den Soldaten im Niedersenken der Fahne, Neigen des Degens u. s. w.

Uhr Abends an der Wohnung des Ministers, welche hart am Ufer liegt. Aus Aufmerksamkeit empfing er uns an der Thüre, und reichte uns nach europäischer Sitte die Hand. Er selbst ließ sich auf ein seidenes Polster nieder, und deutete auf ein gegenüber liegendes, worauf Capitän Dangerfield und ich Platz nahmen. Niemand von seiner Familie oder Dienerschaft näherte sich ihm weiter, als auf einige Schritte, und Alle warfen sich auf die Knie und Ellenbogen in einer sehr unwürdigen und sclavischen Stellung vor ihm nieder. Der Saal, in welchem wir empfangen wurden, war geschmackvoll und über unser Erwarten gut meublirt. Die Fenstervorhänge waren von feinem englischen Zeug, und das Zimmer durch ein Paar englische Kronleuchter von feinem geschliffenen Glas und mehrere chinesische Lampen erleuchtet.

Suri-wrung-kosa, so hieß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, mochte wohl acht und dreißig Jahre alt sein; in seinem Gesichte lag zwar gesunder Verstand, dagegen auch wieder etwas Finsteres und Zurückhaltendes, was gerade kein sonderliches Vertrauen erwecken konnte. Er trug durchaus kein äußeres Zeichen seiner Würde,

ja, man möchte beinahe sagen, er sei unangekleidet gewesen, da er bloß ein carmoisinrothes seidenes Unterkleid um seine Lenden trug. Seine sämmtlichen Fragen waren durchaus passend und bestimmt, und frei von jener lästigen Zudringlichkeit, mit welcher mich der Gouverneur von Paknam heimsuchte; denn er richtete seine Fragen nur auf den Zweck unserer Gesandtschaft, und schien mit den ihm hierüber gegebenen Erläuterungen völlig zufrieden gestellt. Er bat uns, nach einer so langen Reise einige Tage auszuruhen, ehe wir dem Könige vorgestellt würden; bemerkte jedoch dabei, daß wir zuvor bei dem Prinzen Krom-chiat, dem ältesten Sohne des Königs, sollten eingeführt werden, welcher dem Fache des Auswärtigen und des Handels präsidire. Vor unserem Weggehen wurde uns ein sehr feines Desert von ausgesuchtem Obst, Confitüren und Thee servirt.

Der von dem Secretair über das englische Pferd erstattete Bericht hatte die Neugierde Sr. Majestät in solchem Grade rege gemacht, daß es derselben nicht möglich war, die übliche Ueberlieferungszeit der Geschenke abzuwarten, daher man uns eine Botschaft mit der Bitte sandte,

die Ausschiffung desselben zu bewilligen. Eines jener Boote, deren man sich gewöhnlich zum Transport der Elephanten bedient, kam mit einem Troß von Dienerschaft zum Abholen; wir willigten in das Begehren. Sicher hat man in Siam noch kein solches Pferd gesehen, denn es war ein schöner, ganz fehlerfreier Hengst, von ächt englischer Raçe, und beinahe 15 Fuß hoch. In einem Lande, wo Pferde selten, und die wenigen vorhandenen nur kleine Klepper sind, mußte ein so ausgesuchtes Thier natürlich Aufsehen erregen.

Tags darauf wurden auch die übrigen für den König bestimmten Geschenke, auf ausdrückliches Verlangen des Hofes, gelandet; der Vorwand war, daß man sie vor deren Ueberreichung in der Audienz untersuchen, und ein genaues Verzeichniß derselben verfertigen wolle; wobei ich aber die feste Ueberzeugung hatte, daß man nichts Weiteres beabsichtigte, als recht bald in den Besitz derselben zu gelangen; und wirklich lieferte eine sehr unerhebliche Differenz in der Ablieferung einen sehr sprechenden Beweis von der Unbescheidenheit der siamesischen Regierung. Bei einer bedeutenden Zahl britischen Musselins, welche

auch zu den Geschenken gehörte, hieß es: es seien vier Stücke zu wenig, da die Zahlen nicht mit dem in Paknam angegebenen Verzeichnisse übereinstimmten. Dieser unerhebliche Abgang wurde mir durch eine förmliche Botschaft bekannt gemacht, und die Hoffnung ausgedrückt, daß ich wohl für die Ergänzung besorgt sein würde. Dagegen waren zwei Stücke feinen genuesischen Sammets überliefert worden, die in jenem Verzeichnisse nicht aufgenommen waren, und den zehnfachen Werth der Musseline überstiegen. Sobald unser Schreiber die Botschafter auf diesen letzteren Umstand aufmerksam machte, kamen die fehlenden Musseline auch mit keinem Worte mehr zur Sprache.

Am 2ten April bezog unsere Schiffsgesellschaft die ihr angewiesene Wohnung in einem neu aufgeführten Gebäude, welches nur vier kleine, unzureichende Zimmer im Erdgeschosse und eben so viel im oberen Stocke hatte. Ein zweites Haus gleicher Art ward uns einige Tage später zur Aufnahme derjenigen von unserer Gesandtschaft angewiesen, welche in dem ersteren kein Unterkommen finden konnten. Der Prah-klang hatte die Zimmer nach siamesischem, allein nicht nach

unserem Geschmacke einrichten lassen, was uns sehr bald in die Nothwendigkeit setzte, unsere eigenen Meubles auszuladen. Unsere neue Wohnung lag nur wenige Schritte von dem Flusse, und gewährte von der Vorderseite eine weite Aussicht auf denselben, so wie auf den lebhaftesten Theil der Stadt, während wir von der hinteren Seite auf den Hof und das Audienzzimmer des Prah-klangs sahen, und folglich, auch ohne eine tadelnswerthe Neugierde zu üben, von Zeit zu Zeit Gelegenheit erhielten, von dem Zeuge zu sein, was hier vorging.

Zu unserer feierlichen Vorstellung bei dem Prinzen Krom-chiat holte uns Abends acht Uhr eine zwölfruderige Barke ab. Bei unserer Ankunft wurden wir in dem Vorzimmer durch den alten Beamten Pia-pipati-kosa empfangen, dessen schon, als er den Brief des General-Gouverneurs abholte, Erwähnung geschehen ist. Man ließ uns hier nicht lange warten, und führte uns in den Audienzsaal, vor dessen Eingange ein großer hölzerner Schirm stand, um das Innere des Gemaches zu verbergen. Sobald wir an dem Schirme vorüber waren, wurden wir des Prinzen ansichtig, welcher, von seinem ganzen Hof-

staate umgeben, einen auffallenden Anblick gewährte. Der Saal, welcher achtzig Fuß lang sein mochte, war verhältnißmäßig breit, und reich mit Vergoldung und Scharlach geziert. An dem oberen Ende befand sich ein schönes Altarstück, und dabei, wie man uns berichtete, ein kleines goldenes Bild des Gautama *), das aber unsern Augen durch einen carmoisin seidenen Vorhang entzogen war. Der Saal war mit europäischen Kronleuchtern von geschliffenem Glas, mit europäischen und chinesischen Spiegeln, und mit einer Menge chinesischer Lampen erleuchtet. Der Prinz, ein Mann von starker und corpulenter Figur, der aber in einem Alter von ungefähr acht und dreißig Jahren einem Funfziger gleich sieht, saß auf einer Matratze, mit dem Rücken an eine der Säulen gelehnt, welche den Saal der Länge nach theilten. Seine Gesichtszüge waren verständig und gutmüthig; allein ohne anständigen Anzug, wie er war, hatte er nur ein gemeines Ansehen, ohne alle Würde. Die Hofleute hielten sich in großer Entfernung, in demüthiger Stellung und mit fest an die Brust gedrückten Händen in dem

*) Siehe die Anmerkung S. 16.

Hintergrunde. Der Prah-klang war der einzige unter den Hofleuten, welcher etwas weiter, aber gleichfalls kniend, im Vordergrunde lag. Rutherford und ich ließen uns auf einem, zwischen dem Prinzen und seinem Hofstaate für uns ausgebreiteten Teppiche nieder; neben uns befanden sich die Geschenke des General-Gouverneurs an den Prinzen. Ein Mohamedaner, höheren Ranges, nahm des Prinzen Worte ab, und Ko-chai-sa-hak, welcher hinter uns auf dem Fußboden lag, verdolmetschte sie uns in malayischer Sprache. Die zuerst an mich gerichtete Frage war: ob im britischen Ostindien Friede oder Krieg herrsche; und dann mehrere andere, die Person des General-Gouverneurs betreffende Fragen: z. B. eine Erkundigung nach dessen Befinden, wie lange Seine Excellenz bereits in Indien regiere, und ob derselbe ein Bruder des Königs von England sei, oder nicht? Nach gegebener genügender Antwort auf alle diese Fragen, erwiederte der Prinz: „Ich habe des General-Gouverneurs Gerechtigkeit und Kenntnisse von Kaufleuten aller Nationen rühmen hören, welche in den letzteren Jahren in dieses Land gelangt sind.“ Der Prinz war ganz besonders neugierig, von uns zu erfahren, ob Eng-

land und Portugal in dem Augenblicke in Frieden wären. Es wurde versichert, daß England und Portugal schon mehrere Menschenalter hindurch befreundete Nationen seien, und es hoffentlich auch für die Zukunft bleiben würden.

Die Siamesen haben nämlich einen sehr überspannten Begriff von der Macht der portugiesischen Nation, weil sie, seit undenklichen Zeiten, von derselben mehr gehört haben, als von irgend einer andern europäischen Macht; wodurch also die an uns gestellte Frage erklärlich ist. Außerdem kamen noch mehrere unerhebliche Fragen vor, als: nach dem Alter der verschiedenen Personen der Gesandtschaft, der Dauer ihrer Dienstzeit und ihren Dienstverhältnissen, den verschiedenen europäischen und indischen Sprachen, welche sie gelernt haben. Die Audienz dauerte beinahe zwei Stunden, und endigte zwischen elf und zwölf Uhr des Nachts. Wie uns die Erfahrung später lehrte, sind diese Nachtstunden den Siamesen die angenehmsten zu Geschäftsverhandlungen. In der Audienz wurden uns keine Erfrischungen angeboten, aber bei unserer Nachhausekunft fanden wir acht große Körbe mit Confitüren, womit uns der Prinz beschenkt hatte.

Auf den achten dieses hatte uns der König eine Audienz zugesichert, und aus Vorsicht wurde schon mehrere Tage zuvor das Ceremoniel unserer Einführung uns angezeigt. Es wurde nämlich ausgemacht, daß wir mit einer Barke bis dem Palaste gegenüber fahren, und von da auf Palanquins (Tragsesseln) oder in Sänften weiter gebracht werden sollten. Ich würde, nach dem in den übrigen Landestheilen allgemein eingeführten Gebrauche, Elephanten vorgezogen haben, mußte aber auf diese Sitte, da sie nur den obersten Staatsbeamten verstattet ist, verzichten. Sich der Reitpferde zu bedienen, war, wie wir hörten, nicht würdig genug. Die Erörterung dieser Punkte gab uns einen sehr sprechenden Beweis von der überspannten nationalen Eitelkeit der Siamesen. Diese halbnackten, sclavischen Menschen haben nämlich die Vermessenheit, sich als das erste Volk der Welt, und jede einem Fremden erwiesene Gefälligkeit als eine Herabwürdigung ihrer selbst zu betrachten. Besonders wurde festgesetzt, daß wir bei dem Erscheinen vor dem Könige eine Verbeugung machen, uns dann auf der für auswärtige Gesandtschaften bezeichneten Stelle niederlassen, und dem Könige unsere Huldigung dadurch

erweisen sollten, daß wir beide Hände gefalten vor die Stirne hielten.

Was nun die Vorstellung selbst bei dem Könige betrifft, so verließen wir schon Morgens acht Uhr unsere Wohnungen, um uns nach dem Palaste zu verfügen. Der Hof sandte für die Herren der Gesandtschaft eine zwölfrudrige Barke, deren Ruderknechte sämmtlich Scharlach-Livrei hatten. Gegen neun Uhr landeten wir unter den Mauern des Palastes, wo sich eine unzählige Menschenmasse versammelt hatte, um diesem Schauspiele zuzusehen. Zu unserer Bequemlichkeit wurden wir in Hangematten nach dem Palaste getragen, die an einer Stange befestigt, mit gestickten Teppichen versehen waren, und nach der Landessitte nur von zwei Mann getragen wurden. Die Handhabung dieser schwankenden Tragbahre war etwas schwierig, und unsere Unbeholfenheit dabei gab dem Pöbel Stoff zur Belustigung. Bei den zwei Pforten, durch die wir gelangten, bildeten siamische Soldaten Spaliere. Sie hatten ein groteskes Aussehen, da ihr Anzug weder asiatisch, noch europäisch, sondern ein sonderbares Gemisch von beiden war. Ihre Uniform bestand aus einer weiten, vorn zugeknöpften Jacke von

grobem Scharlachtuche, kurzen Pumphosen, welche kaum bis auf die Knie reichten, und einem Hut mit niedrigem runden Kopfe und breitem Rande, der mit rother Farbe, oder Firniß eingefaßt war; der Stoff war von Rhinoceroshaut, welche hiebfest ist. Ihre Waffen waren Muskete und Bajonette, die, gleich den Hüten, dick mit rothem Firniß überzogen waren. Mehrere derselben hatten keine Ladestöcke, und schienen überhaupt in schlechtem Zustande zu sein.

An dem zweiten Thorwege stiegen wir von unsern Hangematten herab, auch mußten wir hier unsere Degen ablegen, da es Jedermann, ohne irgend eine Ausnahme, verboten ist, sich dem Innern des Palastes bewaffnet zu nähern. Aus dieser Pforte traten wir in einen Gang, an dessen beiden Seiten sich Schuppen, und unter jedem derselben eine Kanone des schwersten Kalibers befanden. Ein wenig seitwärts von diesem Gange wurden wir in einen Saal eingeführt, welcher mindestens die Länge von 80 bis 90 Fuß, und bei 40 bis 50 Fuß Breite hatte. Hier sahen wir auch zehn Elephanten mit Schabracken belegt. Es waren Teppiche für uns zum Sitzen bereit gelegt, und wir wurden gebeten, die Aufforderung,

vor dem Könige zu erscheinen, abzuwarten; es währte jedoch nicht über zwanzig Minuten, bis wir in den Audienzsaal eingeführt wurden. Dieser Theil des Palastes war, wie die früheren, von einer neugierigen und lauten, dabei aber nicht unartigen Menschenmasse angefüllt. Viele Officianten, mit weißen Stäben in der Hand, wehrten dem Zudrange des Volkes, und zwei derselben gingen als Herolde vor uns her. Wir kamen nun zu der dritten und letzten Pforte, hinter welcher der Hauptpalast liegt; ein Gebäude mit einem hohen, spitzigen und mit Zinn belegten Thurme. Hier wurden wir ersucht, unsere Schuhe auszuziehen, und unsere indische Dienerschaft zurückzulassen, so wie auch wirklich nur den vier höchsten Gliedern der Gesandtschaft erlaubt wurde, weiter zu gehen. Bei unserm Eintritt in diese Pforte stießen wir auf eine Bande von nicht weniger denn hundert Musikern, die sich gleichfalls in Reihe und Glied zu unserem Durchgange aufgestellt hatten, und deren Instrumente in Trommeln, Pauken, messingenen Flöten und Flageolets bestanden.

Der Thüre des Audienzsaales gegenüber, war ein ungeheuer großer, aus vielen Stücken zusam-

mengesetzter chinesischer Spiegel angebracht, der als Schirm dazu diente, das Innere des Hofstaates unsern Augen zu verbergen. Kaum hatten wir diesen Ort betreten, als ein lauter Tusch von Blaseinstrumenten ertönte, den ein schallendes Geschrei, oder vielmehr Geheul begleitete, welches die Ankunft Seiner Majestät verkündete. Wir gingen auf der rechten Seite des Schirmes ein, nahmen, nach früherer Uebereinkunft, unsere Hüte ab, und machten eine ehrfurchtsvolle Verbeugung nach europäischer Sitte. Jeder Winkel dieses großen Saales war so sehr mit auf den Knien liegenden Hofbeamten überfüllt, daß man wahrhaft Mühe hatte, nur einen Schritt vorwärts zu thun, ohne auf einen von ihnen zu treten. Die Rangordnung erkennt man bei solchen Gelegenheiten an der größeren oder geringeren Entfernung von dem Throne; an die Prinzen, welche nächst an den Stufen desselben sitzen, schließen sich die obersten Staatsbeamten an, und so folgen sie sich in absteigender Ordnung bis auf die letzte Classe, welcher der Zutritt noch gestattet ist.

Der Audienzsaal war wirklich wohl proportionirt, ungefähr 80 Fuß lang, halb so breit,

und 30 Fuß hoch. Zwei Reihen schöner hölzerner Säulen (zehn in jeder Reihe) bildeten eine Straße zu dem Throne, welcher an dem oberen Ende aufgeschlagen war. Die Wände waren roth bemalt, und die Decke dicht mit reich vergoldeten Sternen besetzt; zwischen den Pfeilern hingegen mehrere schöne englische Kronleuchter von geschliffenem Glas, und das Ganze würde geschmackvoll gewesen sein, hätte man nicht an den Pfeilern auch elende blecherne Lampen aufgehängt, deren ganzer Werth wahrscheinlich blos darin bestand, daß sie ausländisch und aus Batavia eingeführt waren.

Der Thron mit dem, was dazu gehörte, nahm die obere Breite des Saales ein; jener war durchaus vergoldet, beinahe 15 Fuß hoch, und glich an Form und Aussehen einer schönen Kanzel. Der König sahe auf seinem Throne mehr einer Statue in einer Nische, als einem lebenden Wesen ähnlich. Er trug ein weites Gewand aus Goldstoff mit sehr weiten Aermeln; sein Haupt war kahl, und er hatte weder eine Krone, noch sonst eine Bedeckung auf, aber einen goldenen Stab oder Scepter neben sich liegen.

Das Aeußere des Audienzsaales an und für

pag. 34.

sich, die zur Erde gebeugte Stellung der Hofofficianten, die Haltung des Königs und das herrschende Stillschweigen, gewährten in der That einen sehr imposanten Anblick, und erinnerten uns mehr an einen Tempel, wo die versammelte Menge religiöse Gebräuche verrichtet, als an den Audienzsaal eines weltlichen Monarchen.

Der König schien zwischen 50 und 60 Jahrén alt zu sein, von untersetzter Statur und zur Corpulenz geneigt. Seine Gesichtszüge schienen gemein zu sein, worüber wir jedoch nicht mit Bestimmtheit urtheilen konnten, theils wegen unserer zu weiten Entfernung von dem Throne, theils des Halbdunkels wegen, in welchem er, um desto größeren Effekt zu machen, gesetzt war.

Zur linken Seite des Thrones waren die tragbaren Geschenke des General-Gouverneurs aufgestellt, und ein Secretär las das Verzeichniß derselben ab.

Die Worte, welche Seine Majestät an uns richtete, wurden in einem ernsten, abgemessenen und orakelmäßigen Tone gesprochen. Einer der obersten Staatsbeamten übertrug sie einer Person unteren Ranges, und diese wieder dem Ko-chaisa-hak, der hinter uns war und sie uns auf ma-

layisch verdolmetschte. Nach der uns gegebenen Uebersetzung lauteten diese Fragen also: „Der General-Gouverneur von Indien hat Sie nach Siam gesandt, was ist Ihr Auftrag?“ Wir gaben als Antwort in wenigen Worten einen Umriß der verschiedenen Zwecke unserer Gesandtschaftsreise an. „Sind Sie mit Vorwissen des Königs von England hieher gesandt?“ „Ist der General-Gouverneur ein Bruder des Königs von England?“ „Wie weit sind der König und der General-Gouverneur im Alter verschieden?„ „Haben Sie friedliche Absichten gegen die Länder, die Sie besuchen?“ Nach unsern gegebenen Antworten auf jede dieser Fragen schlossen Seine Majestät mit folgender Aeußerung: „Ich bin erfreut, eine Gesandtschaft des General-Gouverneurs von Indien bei mir zu sehen. Was Sie mir weiter zu sagen haben, theilen Sie dem Minister, Suriwung-kosa, mit.“

Seine Majestät hatten diese Worte kaum ausgesprochen, als wir einen Schall vernahmen, gleichwie wenn man mit einem Stabe an ein hölzernes Getäfel anschlägt, worauf sogleich die Vorhänge zu beiden Seiten des Thrones, durch einen verborgenen Mechanismus in Bewegung

gesetzt, sich schlossen. Unmittelbar darauf ertönten wie bei unserm Eintritt die blasenden Instrumente und das wilde Geschrei; die Hofleute warfen sich auf das Angesicht nieder, und thaten sechs Fußfälle. Wir verbeugten uns stehend dreimal, wie wir früher darein gewilliget hatten.

Sobald der Vorhang das Antlitz Seiner Majestät verborgen hatte, erhoben sich die Hofleute von der Erde, und baten uns, es uns nun bequem zu machen, uns frei umzusehen, und die glänzende Pracht und Herrlichkeit des Hofes zu bewundern. Dies waren die Worte, deren sich der Dolmetscher bediente.

III.

Merkwürdigkeiten von Bangkok.

Während unserer Audienz war ein starker Regenschauer erfolgt, welcher noch immer anhielt; weswegen S. M. einen Jeden von uns mit einem kleinen Schirm beschenken, und uns einladen ließ, die Merkwürdigkeiten des Palastes mit Muße in Augenschein zu nehmen. An der Thürschwelle des Audienzsaales sahen wir, wie Hof und Straße durch den Regen außerordentlich naß und schmutzig geworden waren; wir verlangten also sehr natürlich nach unsern an der letzten Pforte ausgezogenen Schuhen, die uns aber verweigert wurden, weil, nach der Versicherung unserer Begleiter, selbst die ersten Prinzen von Geblüte die geheiligte Halle, in welcher wir uns jetzt befanden, nur barfuß betreten dürfen.

Die größte Merkwürdigkeit, worauf unsere Aufmerksamkeit gerichtet wurde, waren die wei-

ßen Elephanten, von denen man auch in Europa weiß, da sie allenthalben, wo die Religion des Buddha herrscht, verehrt, ja selbst angebetet werden. Da der gegenwärtige König deren sechs unterhielt, und keiner seiner Vorfahren diese Zahl je besessen hatte, so betrachtete das Volk diesen Umstand als eine sehr günstige Vorbedeutung seiner Regierung. Vier derselben, welche man uns sehen ließ, übertrafen wirklich in der Weiße ihrer Farbe alle meine Erwartung, da sie sämmtlich mehr oder weniger fleischfarben waren, welches bei den wenigen dünnen Haaren des Elephanten der durchschimmernden Haut beizumessen ist. Sie waren weder schwächlich, noch verriethen sie sonst ein körperliches Gebrechen, und selbst der kleinste von ihnen hatte eine Höhe von sechs und einem halben Fuß.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Seltenheit des weißen Elephanten die Ursache des Ansehens ist, dessen sie genießen; die Länder, in welchen sie gefunden werden, sind nämlich zugleich die, wo die Religion des Buddha, und der Glaube an eine Seelenwanderung herrscht *).

---

*) Seelenwanderung, wird der Glaube genannt, daß die Seele theils vor ihrer Verbindung mit dem mensch-

Nichts natürlicher daher, als der volksthümliche Glaube: daß die Seele irgend einer mächtigen Person auf ihrem Wege zur Vollkommenheit in dem so seltenen Körper eines weißen Elephanten ihren Sitz aufgeschlagen habe. Dieser Glaube ist gäng und gäbe, und demgemäß hat jeder weiße Elephant den Rang und den Titel eines Königs, unter einem eigenthümlichen diese Würde bezeichnenden Namen, z. B. „der reine König," oder „der wundervolle König." Daher auch der König von Siam keinen weißen Elephanten reitet, in der Voraussetzung: daß der weiße Elephant ein eben so mächtiger König, als er selbst sei.

Jeder von denen, welche wir sahen, hatte seinen besonderen Stall, und keiner weniger denn zehn Wärter. Die Fangzähne der männlichen Elephanten — denn es waren männliche und weibliche Elephanten vorhanden — waren mit goldenen Ringen verziert; sämmtlich hatten sie ein Netzwerk von goldenen Ketten um den Kopf, und auf dem Rücken ein kleines gesticktes Sammetkissen.

---

lichen Körper in thierischen oder menschlichen Körpern gewesen sei, theils nach dem Tode des Menschen wieder in andere Körper wandere.

Bei aller Verehrung, welche man den weißen Elephanten in mehrerer Hinsicht erweiset, scheinen solche dennoch in Siam von Correctionsstrafen nicht befreit zu sein; denn man schilderte zwei derselben als so bösartig, daß es gefährlich sei, ihnen zu nahen. Einer der Wärter bohrte in unserer Gegenwart einem weißen Elephanten, zur Strafe, mit einem scharfen Messer so lange in den Fuß, bis Blut kam, obgleich das einzige Verbrechen Seiner Majestät darin bestand, ein Bündel Pisangs *) weggeschnappt zu haben, ehe Erlaubniß dazu gegeben war.

In den Stallungen der weißen Elephanten zeigte man uns auch zwei Affen, welche, wie die Wärter versicherten, die ihrer Obhut anvertrauten königlichen Majestäten gegen alle Krankheit schützen. Sie waren schneeweiß, von beträchtlicher Größe und langgeschwänzt.

Von den weißen Elephanten wurden wir zu

*) Pisang, ein schönes, palmenartiges Staudengewächs in Asien, Afrika und Westindien, dessen baumartiger Stamm eine Höhe von 20 Fuß erreicht; die Blätter sind gegen 10 Fuß lang, 2 breit. Die Früchte, unsern Gurken sehr ähnlich, sind schmackhaft und erquickend; die Blätter dienen statt Leinwand zur Bedeckung der Häuser.

der weit größeren Zahl ihrer Brüder geführt, welche das Unglück hatten, aschgrau geboren zu sein, und darum zu harter Arbeit und rauher Behandlung verdammt waren. Uns fielen dieselben weder durch ihre Größe, noch durch ihre Schönheit auf; allein unsere Indier, welche sich besser darauf verstanden, als wir, versicherten uns, daß sie alle diejenigen Eigenschaften, welche von Kennern bewundert werden und der edelsten Raçe dieses Thieres eigen sind, im hohen Grade besäßen.

Ein Blick auf den Marstall Ihrer Siamesischen Majestät reichte hin, um unsere Neugierde zu befriedigen. Er bestand aus einigen Kleppern, welche von den östlichen Inseln hieher gebracht waren, und aus einer kleinen Zucht von Pferden, angeblich aus China.

Nachdem wir nun diese königlichen Merkwürdigkeiten in Augenschein genommen hatten, wurden wir in den Saal zurückgeführt, in welchem wir vor unserer Vorstellung waren, und wo für uns ein Mahl von getrockneten Früchten und siamesischen Confitüren bereit stand, die mit größter Eleganz aufgetragen waren.

Nach eingenommenem Mahle traten wir unsern Rückweg an, wurden mit denselben Feierlich-

keiten und Ehrenbezeigungen, wie bei unserer Ankunft, begrüßt, und trafen gegen Mittag in unserer Wohnung ein, so daß die ganze Ceremonie nicht über viertehalb Stunden dauerte.

Kaum zu Hause angelangt, kamen Hofbeamte mit einer artigen Botschaft, brachten uns einen ansehnlichen Transport siamesischer Confitüren, 20 bis 30 Körbe getrockneter Früchte und chinesischen Backwerks, und benachrichtigten uns zugleich, daß uns der Minister, Suri-wung-kosa, diesen Nachmittag besuchen würde, weil er den Befehl erhalten habe, uns in unserer eigenen Wohnung ein Fest zu geben.

Durch diesen Besuch lernten wir eines der auffallendsten und grillenhaftesten Vorurtheile der Siamesen kennen. Diese Menschen nämlich haben den äußersten Abscheu, zu gestatten, daß etwas über ihren Kopf weg passire, wodurch ihre Person in eine physisch unter Anderen befindliche Stellung gebracht würde. So z. B. gehen sie unter keiner Brücke durch, noch betreten sie die unteren Zimmer eines Hauses, wenn die oberen desselben bewohnt sind, aus welchem wichtigen Beweggrunde auch ihre Häuser sämmtlich nur ein Stockwerk haben. Unsere Wohnung, welche

ursprünglich zu einem Lagerhause bestimmt gewesen war, hatte aber zwei Stockwerke, in deren oberes man nur durch eine in dem unteren angebrachte Stiege gelangen konnte, welcher Umstand den Minister sehr beunruhigte. Ein Mann von seinem Range und Stande durfte nämlich, wie man ernsthaft geltend machte, nicht zugeben, daß Fremde auf der Decke über seinem Haupte einhergingen, ohne in der öffentlichen Achtung wesentlich zu verlieren.

Dieses wichtige Bedenken nun zu beseitigen, wurde eine Leiter an die äußere Wand des Hauses angelegt, auf welcher Seine Excellenz ihre Auffahrt um drei Uhr Nachmittags, ungeachtet Sie zu solcher Unternehmung weder durch Leichtigkeit noch Gewandtheit des Körpers geeignet waren, glücklich vollführten. Die eingebornen Christen von portugiesischer Abkunft hatten eine sehr reichliche Mahlzeit, nach europäischer Sitte, bereitet. Der Herr Minister setzte sich zwar zu Tische, ohne aber etwas zu genießen; wogegen sein Sohn und sein Neffe, die beiden schon oben erwähnten jungen Leute, desto mehr bei allen Leckerbissen zugriffen. Man bemerkte auch nicht die geringste Abneigung gegen irgend eine Gattung

der Speisen, denn Schweine- und Ochsenfleisch, Wildpret und Geflügel wurden in Ueberfluß aufgetragen, und es war nichts wahrzunehmen, was darauf hingedeutet hätte, daß wir in einem Lande uns befänden, wo das Tödten der Thiere mit Abscheu betrachtet und selbst als ein Verbrechen bestraft wird. Der Grund liegt aber darin, daß die Siamesen sich kein Gewissen daraus machen, die ihnen vorgesetzten Fleischspeisen zu genießen, wenn sie nur selbst kein Blut vergossen haben.

Der Minister hielt sich überzeugt, daß wir nun, nach der uns von Seiner Majestät heute Morgen gegönnten Aufnahme, recht zufrieden sein würden, Siam besucht zu haben; er setzte hinzu: „Sie sind nun im Begriffe, auch andere Länder zu bereisen, und nach der Behandlung, welche Sie daselbst finden, werden Sie am besten die ehrenvolle Aufnahme würdigen können, die Sie an dem Hofe von Siam gefunden haben."

IV.

Buddha = Religion.

Die Hauptlehre der Buddha-Religion ist die Seelenwanderung. Die Bekenner derselben glauben aber nicht an einen höchsten Gott, den Schöpfer und Regierer des Weltalls; sie behaupten vielmehr: daß Niemand größer sei, als Gautama, daß aber auch dessen Macht in etwa 5000 Jahren erlöschen werde; die Welt hingegen, meinen sie, sei durch Zufall entstanden, werde zerstört, von neuem hergestellt, wieder zerstört, und so fort bis in das Unendliche. Sie nehmen jedoch das Dasein schützender Götter an, und jeder Ort hat seine eigene Schutzgottheit. Wenn aber in ihren Tempeln hie und da Bildnisse merkwürdiger Personen aufgestellt werden, so geht daraus noch nicht hervor, daß sie dieselben auch anbeten, sondern diese Bilder oder Statuen sollen blos zur Verschönerung und Verzierung der geheiligten Orte

dienen. Der König von Siam, an welchen einst Ludwig XIV. zwei Gesandtschaften schickte und den unbescheidenen Vorschlag ihm machte, seine Religion zu ändern, hatte, obgleich er den Vorschlag auf das Bestimmteste abwies, nicht die mindeste Bedenklichkeit, in einem Theile seines Palastes ein Bildniß von Christo und der Jungfrau Maria aufzustellen, die er als ein Geschenk von Seiner Heiligkeit, dem Papste, erhalten hatte.

Die moralischen Vorschriften der Siamesen sind in folgenden 10 Geboten enthalten:

1. Tödte keine Thiere.
2. Stiehl nicht.
3. Brich nicht die Ehe.
4. Lüge und verleumde nicht.
5. Trinke keinen Wein.
6. Iß nicht nach 12 Uhr.
7. Besuche nicht öffentliche Schauspiele und höre nicht der Musik zu.
8. Verwende keine Wohlgerüche und trage keine Blumen, oder andere persönliche Zierrathen.
9. Schlafe oder ruhe nicht auf einem Lager, welches über eine Elle hoch ist.
10. Mache keine Schulden.

Die ersten fünf Gebote beziehen sich auf Je-

dermann, aber die letzten fünf nur auf die Priester oder Talapoinen.

Eine strenge Beobachtung religiöser Pflichten wird von diesen erwartet. Die Laien *) dagegen, wenn sie den Talapoinen die gewöhnliche Ehre erweisen, ihnen täglich Almosen geben, Geschenke machen, die Feiertage beobachten, die Tempel besuchen, und, wenn sie reich sind, auch Tempel und Klöster stiften, bilden sich ein, alles Mögliche gethan zu haben, und überlassen die geistlichen Angelegenheiten der Priesterschaft, die ihres Theils sich dagegen von allen möglichen zeitlichen Beschäftigungen enthalten muß.

Jeder Mann im Königreiche muß in irgend einer Periode seines Lebens, wenn auch nur auf kurze Zeit, unter die Priester treten. Selbst der König muß 3 Tage lang ein Priester sein, und dabei, gleich den übrigen, nach Almosen umhergehen; die höchsten Staatsbeamten bleiben Monate lang in der Priesterschaft. Dieser Schritt scheint daher für männliche Personen als eine Art geistlicher Confirmation betrachtet zu werden. Ein Mann kann unter die Priester gehen, in wel-

*) Laie, ein Nichtgeistlicher, oder eine weltliche Person.

chem Alter es ihm beliebt, und sie auch verlassen, sobald es ihm gefällig ist. Ist er verehlicht, so muß er zuvor geschieden werden, und eine Anordnung für den Unterhalt seiner Familie treffen. Wenn er aber aus der Priesterschaft herausgetreten ist, und zum zweitenmale eintritt, dann muß er in diesem Stande lebenslänglich bleiben.

Die Priester leben zusammen in Klöstern, welche von zehn bis mehrere Hundert Talapoinen fassen können. Die Klöster sind immer mit einem Tempel verbunden, und bestehen aus einer regelmäßigen Reihe von Zellen. Die Talapoinen in Siam sind in sechs Grade getheilt. Sobald sie in den Priesterstand eintreten, heißen sie Nen, d. h. Novizen, oder Schüler, und werden zu höheren Rangstufen, je nach ihrer Gelehrsamkeit und Ausdauer, befördert. Jedes Kloster steht unter der Leitung eines Abtes, und die größeren haben auch einen Prior. Unter der Leitung dieser Vorgesetzten wird ein regelmäßiges System von Subordination und Disciplin gehandhabt.

Die größere Zahl der Tempel, nebst den damit verbundenen Klöstern, wird von der Regierung, oder von reichen Privatpersonen gestiftet;

der Hauptunterhalt der Priester besteht jedoch in zufälligen Almosen und Geschenken.

Die Talapoinen sind zu einer strengen Ehelosigkeit (Cölibat) verbunden, müssen sich aller zeitlichen Beschäftigungen enthalten, dürfen keinen Wein, auch keine anderen berauschenden Getränke genießen, und kein Thier tödten; müssen dagegen ihre Zeit auf Almosensammeln, auf religiöses Studium und auf Gebet verwenden. Kein junges Mädchen ist in der Nähe eines Tempels zu sehen, auch darf ein Talapoin nie in Unterhaltung mit einer weiblichen Person angetroffen werden; er darf sich gleichfalls nicht in Handelsunternehmungen einlassen; ja einige der strengsten Talapoinen wollen nicht einmal Gold oder Silber berühren; in keinem Falle dürfen sie aber Geld besitzen. Die einzige Handarbeit, welche ich sie jemals verrichten sah, bestand in der Führung der Ruder, wenn sie Almosen einsammelten. Selbst die Beschäftigung mit Wissenschaften und freien Künsten ist verboten, indem sie für eine rein weltliche Sache angesehen wird. Bei vorkommenden Gelegenheiten auch nur Wißbegierde an den Tag zu legen, würde schon Anstoß und Aergerniß erregen.

Das Verbot des Weines und anderer geisti-

ger Getränke ist allgemein für alle Bekenner des Buddha, und die siamesische Regierung thut, als gäbe sie sich große Mühe, dieses Gesetz in Ansehen zu erhalten. Wie die Talapoinen diesem Gesetze nachkommen, habe ich nicht erfahren können, aber nach unserer geringen Erfahrung zu urtheilen, scheint die Leidenschaft für Wein und berauschende Getränke nirgends größer zu sein, als unter den siamesischen Laien. Es ist ausgemacht, daß die Regierung den Uebertretern dieses Gesetzes durch die Finger siehet, und zwar auf eine ganz unglaubliche Weise, denn eine Abgabe auf die Bereitung und den Verkauf des Branntweins, ist eine der wichtigsten Quellen des Staatseinkommens. Da den Talapoinen der Genuß des Weines und des Opiums verboten ist, so halten sie sich desto mehr an Tabak und an das Kauen des Betels.

Die Erhaltung des thierischen Lebens ist ein nothwendiger und wesentlicher Grundsatz, welcher aus dem Glauben an die Seelenwanderung folgt; aber in der Beobachtung dieses Gebots sind die Siamesen nicht streng. Sie kümmern sich nicht darum, inwiefern sie zum Tode eines Thieres mit beitragen, sobald sie nur nicht unmittelbar

Hand an dasselbe gelegt haben. Sie genießen fast jede Art von animalischer Nahrung, mag nun das Thier eines natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben sein, ohne sich weiter im Geringsten darum zu kümmern. Zu Bangkok wird das Schweinefleisch alle Morgen in den Straßen und am Flusse zum Verkauf ausgerufen. Am Tische des Prah=klang wurde eine Menge Geflügel, nebst andern Fleischarten, aufgetragen, und als einige der siamesischen Herren fragten: wo man diese oder jene Gattung bekommen könne, wich der Prah=klang diesen Fragen mit der Bitte aus: man möchte über solche Gegenstände nicht so neugierig sein. Bei dieser Gelegenheit muß noch bemerkt werden, daß es in Asien kein Land von derselben Größe giebt, in welchem so vieles Wildpret erlegt und verkauft wird, als Siam. Auch Fische bilden einen Hauptnahrungszweig des Volkes; diese tödten sie nicht, wie sie sagen, sondern ziehen sie blos aus dem Wasser. Im Kriege entschuldigen sie sich damit, daß sie nicht auf den einzelnen Feind zielen, sondern nur auf die ganze Masse feuern.

Das Betteln der Talapoinen wird für höchst ehrenvoll angesehen; sie dürfen indessen die Barmherzigkeit nicht auffordern, sondern sich nur an

die Thüren der Laien stellen und stillschweigend das Almosen, als etwas, worauf sie ein Recht haben, erwarten; sich auch nie herablassen, dem Geber zu danken. Als Almosen können sie blos Nahrungsmittel oder Kleider annehmen, und erstere immer fertig zubereitet.

Der Tag eines Talapoinen wird auf folgende Weise verwendet. Um 7 Uhr des Morgens geht er aus, um Almosen zu sammeln, und um diese Zeit sind zu Bangkok die Straßen und der Fluß so sehr mit Priestern angefüllt, daß dieselben einen sehr großen Theil der Bevölkerung auszumachen scheinen. Darauf kehren sie in ihr Kloster zurück, und essen zum erstenmal um 8 Uhr, alsdann zum zweitenmal Mittags. Der Nachmittag wird mit stillen Betrachtungen zugebracht; von 5 bis 6 Uhr Abends versammeln sie sich in der Betkapelle des Klosters, und beten zusammen in einem lauten und singenden Tone, so daß man sie eine Viertelmeile weit hören kann. Ein Getrommel verkündet den Schluß dieser Andacht und der täglichen Pflichten eines Talapoinen.

Sie haben, wie bereits bemerkt worden ist, sechs Grade oder Rangstufen. Ueber alle steht der San=krat oder Hohepriester, welcher vom Kö=

nige gewählt wird, und immer in den Mauern des Palastes lebt. Dieser Person wird unbegrenzte Ehre erwiesen, nicht allein von den Priestern, sondern auch von dem Volke.

Ein Ausländer erkennt sogleich die Talapoinen an ihrer sonderbaren Kleidung. Statt mehr als halbnackt zu gehen, wie Leute von jedem Stande und Range, sind sie immer anständig und ehrwürdig gekleidet. Die Farbe der Kleider ist gelb, der Stoff kann Seide, oder Baumwolle sein, aber die Farbe oder der Schnitt hat eine bestimmte Vorschrift, von der nicht abgewichen werden darf. Die Tasche, in welcher sie die Almosen sammeln, ist mit einem gelben Bande über die Schulter gehangen, und besteht aus einem eisernen Korbe, überzogen mit Baumwolle, Seide, oder wollenem Stoffe, gewöhnlich von rother Farbe und dabei so reich an Stickerei, als der Geschmack und die Mittel des Eigenthümers es nur gewähren können. Der nackte und glatt geschorene Kopf der Talapoinen ist nicht gegen die Witterung geschützt, außer durch einen kleinen Schirm, den sie sich über den Kopf halten.

Weltliche Personen von jedem Range müssen ihnen beim Vorübergehen, oder beim Begegnen

pag. 54.

eine Verbeugung machen, ohne daß letzterer die Begrüßung erwiedert, sondern vielmehr diesen Beweis der Achtung als eine Sache annimmt, die sich von selbst versteht. Selbst Aeltern und hochbejahrte Verwandte müssen sich vor ihren Kindern verbeugen, sobald letztere Priester geworden sind. Auch kann ein Talapoin für ein begangenes Verbrechen vom weltlichen Arme erst dann bestraft werden, wenn er aus dem geistlichen Stande entlassen worden ist. Diese Auszeichnungen und Vorrechte kommen indessen den Talapoinen theuer zu stehen; sie müssen auf den Umgang mit ihren Freunden und Verwandten, überhaupt auf die menschliche Gesellschaft verzichten, und ein langweiliges Leben führen. Es ist deshalb häufig der Fall, daß der größere Theil der Talapoinen nach einigen Jahren, oder selbst nach einigen Monaten, wieder aus dem Kloster unter das Volk zurückkehrt, und sich verheirathet.

Auch die Buddha-Religion verordnet, wie andere Religionen, Wallfahrten nach heiligen Orten. Die hauptsächlichsten derselben sind die angeblichen Fußstapfen des Gautama, genannt der heilige Fuß. Es giebt eine berühmte Kapelle dieser Art auf dem Gipfel eines Berges.

Was nun die Tempel oder Klöster — denn beide sind unzertrennlich — betrifft, so bildet jedes ein großes Viereck, in dessen Mitte der Haupttempel sich befindet. Um diesen her liegt ein großer freier Platz, um welchen sich eine dreifache Reihe viereckiger Gebäude erhebt; diese Reihen sind an den Ecken miteinander verbunden. In jeder Ecke sind wieder drei besondere Tempel erbaut, so daß jede Reihe von Gebäuden einen hat, und die ganze Zahl derselben also zwölf beträgt. Sämmtliche hängen untereinander durch lange Gallerien zusammen; mehrere dieser zwölf Tempel enthalten riesenhafte Statuen des Gautama; die Gallerien aber füllt eine Unzahl von Abbildungen derselben Gottheit, die, obgleich kleiner als jene, immer noch die natürliche Größe eines Menschen überschreiten.

In einem dieser zwölf Tempel, die wir sahen, befand sich eine aufrecht stehende Bildsäule des Buddha, welche die enorme Höhe von 35 Fuß englischen Maßes hatte; das Götzenbild war größtentheils aus Messing. In einem zweiten Tempel war die Abbildung Gautama's, welcher unter einem Feigenbaume von beträchtlicher Größe saß. In einem dritten Tempel zeigte man ihn

mit zweien seiner Schüler, welche in bittender Stellung vor ihm knieten. In einem vierten erblickt man ihn an einem einsamen Berge sitzend; zu seinen Füßen ist ein Elephant, welcher ihm einen Becher mit Wasser darbietet, und von einem Baume herab reicht ihm ein Affe eine Honigscheibe. Ein fünfter zeigte abermals den Gautama, wie er unter einem Feigenbaume auf einer siebenköpfigen, gehäubten Schlange saß. In einem sechsten stehen fünf, Gelübde darbringende Personen vor dem Gotte, und ein Minister zu seinen Füßen verkündigt seine Befehle. Eine oder mehrere hohe Thurmspitzen scheinen einen durchaus nothwendigen und von jedem siamesischen Tempel unzertrennlichen Bestandtheil auszumachen. Da aber jeder siamesische Tempel zugleich ein Kloster ist, so befinden sich dabei auch Zellen für die Talapoinen; die Zahl derselben wurde uns bei einem Tempel auf fünfhundert angegeben.

Statt des Ernstes und der Würde, welche man in einem Tempel zu erwarten berechtigt ist, zeigt sich das Volk hier laut, selbst lärmend und scherzend. In dem einen Augenblicke werfen sie sich vor den Götzenbildern nieder, in dem andern treiben sie Scherz und Kurzweil, oder stimmen

einen unanständigen Gesang an. Ein Mann zündete sogar seine Tabackspfeife ganz ruhig an einem brennenden Räucherwerke an, welches ein Betender so eben vor einem Götzenbilde geopfert hatte, während ein Anderer sich gemüthlich vor einem Bilde niedersetzte, und in demselben Augenblicke eine muntere Arie auf seinem Flageolet blies. Die Frauenzimmer betrugen sich am anständigsten bei ihren gottesdienstlichen Verrichtungen; sie streuten den Heiligenbildern Weihrauch und brachten Opfer. Die Gaben waren verschiedener Art, z. B. angezündetes Rauchwerk, Blumen, Rosenkränze von künstlichen Blumen, und mancherlei Kleidungsstücke.

V.

Leichenfeierlichkeiten.

Wir hatten Vieles von den sonderbaren Gebräuchen gehört, welche bei Beerdigungen stattfinden, und wohnten daher einer Leichenfeier bei, die jedesmal in der Nähe eines Tempels verrichtet wird.

Der Leichnam in einem Sarge stand unter einigen Feigenbäumen, deren es eine Menge in den Höfen der Tempel giebt. Der Sarg war mit Goldborten geziert, und über ihm stand ein Baldachin von weißem Tuche, ringsum mit Guirlanden von frischen Jasminblumen geschmückt. Die verschiedenen Theile der Begräbnißceremonie waren eingeleitet durch die mißtönende Musik einer Pfeife und zweier Trommeln. Der erste Theil dieser Feierlichkeit bestand in Gebeten, welche ein Priester ablas. Hierauf wurde der Leichnam gewaschen, ob er gleich bereits stark in Fäulniß

übergegangen war. Der Verstorbene war ein Mann von etwa 60 Jahren, und mittlerem Stande gewesen. Seine Söhne, Töchter und Verwandte waren bei der Leichenfeierlichkeit zugegen, ließen aber nicht die mindeste Trauer an sich blicken, ausgenommen die Lieblingstochter des Verstorbenen. Sie war 18 bis 20 Jahre alt, saß vor der Bahre, und begann, als sie den Leichnam erblickte, bitterlich zu weinen und zu schluchzen. Auf die Bahre wurde eine Schicht nasse Erde gelegt und über diese ein Haufe trockenen Brennmaterials, das auch auf den Seiten des Sarges angebracht wurde. Eine Menge Wachskerzen und kleine Stäbe wohlriechenden Holzes wurden jetzt unter die Anwesenden vertheilt. Ein Priester zündete unter Aussprechung eines Gebetes den Scheiterhaufen an; ihm ahmten die Andern nach. Sobald die erste Flamme emporgestiegen war, begann die Tochter an einige Bettler, meistentheils aus alten Weibern bestehend, kleine Geldstücke zu vertheilen. Die männlichen Verwandten nahmen zugleich eine höchst seltsame Ceremonie vor: sie banden sich nämlich ihre Kleider in ein Bündel, stellten sich auf beide Seiten des Scheiterhaufens, und warfen nun ihre Kleider sechsmal über den-

selben, wobei große Sorgfalt angewendet wurde, daß kein Bündel in das Feuer fiel; den Zweck dieser Handlung konnten wir nicht erfahren. Damit endigte sich die Feierlichkeit, und die Verwandten blieben bei dem Scheiterhaufen, bis die Leiche verzehrt war.

Die Leichen vornehmer Personen hingegen werden immer lange einbalsamirt aufbewahrt, ehe man sie auf dem Scheiterhaufen verbrennt. Dies richtet sich nach dem Range des Verstorbenen, und dauert manchmal 1 bis 12 Monate. Die Personen, denen diese Ehrenbezeigungen ganz vorzüglich erwiesen werden, sind die höchsten Staatsbeamten, die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt, aber vor Allen der Hohepriester und der König. Die Kostbarkeit und der Glanz einer solchen Leichenfeier fiel besonders bei dem Tode des während unserer Anwesenheit noch lebenden, aber im Julius 1824 verstorbenen Königs in die Augen. Die Beschreibung dieses Pomps wurde mir mitgetheilt von Herrn Gillies, einem sehr achtbaren englischen Kaufmanne, welcher sich eine Zeit lang in Siam aufhielt, und dieser Feierlichkeit beiwohnte.

Unmittelbar nach dem Tode des Königs be-

gann man ein großes Gebäude in der Form eines Tempels zu errichten, um nach dem Gebrauche des Landes für die Verbrennung der Leiche als Scheiterhaufe zu dienen. Dieses Gebäude, zu dessen Vollendung neun Monate gebraucht wurden, bestand aus einem weiten offenen Tempel von 50 Fuß Höhe, welcher von ungeheuren hölzernen Säulen getragen wurde. Innen und außen war das Gebäude theils grün, theils gelb angestrichen, und an manchen Stellen auch mit Gold und Silber bedeckt, was ihm ein sehr reiches und glänzendes Ansehen gab. Im großen Tempel war ein kleiner angebracht, genau von der Gestalt des großen. In der Mitte desselben befand sich ein Gerüst, das von vier etwa 30 Fuß hohen Säulen getragen wurde; auf dieses wurde die königliche Leiche gelegt. Der Tempel war mit niedern Häusern umgeben, um die Priester aufzunehmen, welche aus allen Theilen des Königreiches zu dieser Ceremonie herbeigeströmt waren.

Nachdem der Leichnam neun Monate im Palaste aufbewahrt worden war, wurde er an den Verbrennungsort unter folgenden Feierlichkeiten gebracht.

Mehrere hundert Soldaten eröffneten den Zug.

Dann folgte die Figur eines Rhinoceros *), von der Größe eines Elephanten, auf einem Fuhrwerke mit niedrigen Rädern. Letzteres wurde von Menschen und Pferden gezogen, und auf dem Rhinoceros befand sich ein kleiner Tempel, in welchem eine Menge gelber Gewänder waren, die man zu Geschenken für die Priester bestimmt hatte. An dieses Rhinoceros schlossen sich an: zwei sehr große Elephantenfiguren, welche ebenfalls gezogen wurden; zwei Pferdefiguren, auf gleiche Weise gezogen; vier Figuren großer Affen, zu zwei und zwei geordnet; vier Adlerfiguren, zu zwei und zwei; vier Figuren wilder Menschen oder Riesen, zu zwei und zwei; vier Löwenfiguren von ungeheurer Größe, zu zwei und zwei. Diesen folgten nun die Figuren vieler anderer Thiere und Vögel, zu zwei und zwei, und jede Figur trug ihren Vorrath Kleider für die Priester. Auf diese Figuren kamen 800 Män=

*) Rhinoceros, Nashorn, nach dem Elephanten das größte unter den jetzt lebenden vierfüßigen Landthieren, in Asien und Afrika heimisch, von unförmlichem Ansehen, 12 Fuß lang, und 7 Fuß hoch. Sein auf der Nase befindliches, krummes, 3 Fuß langes Horn dient ihm zur Vertheidigung; es erreicht ein Alter von 60 bis 80 Jahren.

ner, weißgekleidet und mit weißen Mützen versehen. Sie stellten Boten des Himmels dar, um gleichsam der Seele des verstorbenen Königs den Weg zum Himmel zu zeigen. Hierauf die Hofdienerschaft des verstorbenen Königs, der Bruder desselben in einem schönen offenen Fuhrwerke, sein Sohn und seine Neffen. Vor der Bahre ging ein Fuhrwerk mit Sandelholz und anderen Wohlgerüchen für den Scheiterhaufen. Der Bahre folgten Soldaten, Thierfiguren und himmlische Boten von derselben Art und Zahl, und auch in derselben Ordnung, wie diejenigen, welche vorausgegangen waren. Nach diesen kamen 40 Brüder des verstorbenen Königs, sämmtlich zu Pferde und in einer langen Reihe, nach ihrem Alter auf einander folgend. Jedem folgte ein Zug Diener zu Fuß und weiß gekleidet.

Der große Tempel hatte vier Eingänge, und jeder derselben wurde Tag und Nacht durch einen Prinzen von Geblüt bewacht, sobald der Leichnam hineingebracht war. Als wir — erzählt Gillies — an einen dieser Eingänge gelangt waren, wurden wir genöthigt, unsere Schuhe auszuziehen. Nachdem wir den Prinzen gegrüßt hatten, schritten wir bis zu dem Orte vor, wo der Leichnam

lag. Als wir uns diesem naheten, machten wir unsere Verbeugung, und setzten uns alsdann auf den Fußboden nieder, der jedoch gut mit Matten bedeckt war. Der kleine Tempel war mit unbeschreiblicher Verschwendung geziert, und eigentlich mit Gold und Silber überdeckt; denn über dem Körper waren eine Menge goldener und silberner Zweige, oder kleiner Bäume aufgehangen.

Diese Ausstellung des Leichnams im Tempel währte zehn Tage, und an jedem Abend derselben wurden, ganz im Widerspruche mit dieser Trauerceremonie, Belustigungen angestellt, die aus Feuerwerken, Gauklerkünsten, Seiltanz, Wettkampf u. s. w. bestanden. Am meisten belustigte dabei die Balgerei des gemeinen Volkes, wegen der kleinen Geldstücke, die ausgeworfen wurden. Das Feuer, mit welchem am zehnten Tage der Scheiterhaufen in Brand gesetzt wurde, soll, wie die Siamesen behaupten, himmlischen Ursprungs sein, und wird von einem Feuerklumpen genommen, welcher vor mehreren Jahrhunderten vor dem Thore des Palastes niedergefallen, und seitdem nicht erloschen ist.

VI.

Beschreibung Siam's in Hinsicht auf Geographie und Regierungsform.

Der Flächeninhalt des siamesischen Reichs kann auf 190,000 Quadratmeilen geschätzt werden; der größere Theil des Gebiets scheint gebirgig zu sein, ob es schon an einigen reichen Ebenen nicht fehlet. Drei große schiffbare Ströme sind vorhanden, nämlich der Menam, der Fluß von Kamboja und der Fluß von Martaban. Für die Siamesen hat der erstgenannte Fluß bei weitem die größte Wichtigkeit, weil er ihr ganzes Reich durchströmet, und fast durchgängig schiffbar ist. Die größte Stadt ist Bangkok, die neue Hauptstadt, dann kommt Ayuthia, die alte Hauptstadt, und Pi-sa-luk.

Bangkok breitet sich längs dem Ufer des Menam über 2½ Meile aus, hat aber eine geringere Breite, wahrscheinlich nicht über 1½ Meile. Der

Haupttheil der Stadt liegt auf dem linken Ufer, wo auch der Palast liegt. Die Angaben über die Bevölkerung sind sehr unzuverlässig. Den Versicherungen Einiger zufolge sollte die Stadt bis auf 150,000 Einwohner zählen, aber nach dem Flächenraume zu urtheilen, möchte ich kaum den dritten Theil dieser Zahl annehmen. Die alte Hauptstadt ist nächst Bangkok der bevölkerteste Ort des Königreichs, und soll, wie man mir erzählte, eben so viele Einwohner als erstere Stadt enthalten. Von Pi-sa-luk weiß ich weiter nichts, als daß man mir diesen Ort als eine sehr bedeutende Stadt beschrieben hat, die am Ufer des Menam liegt. Die übrigen Städte sind klein. Die Zahl aller Einwohner beläuft sich auf 2,790,000, unter welchen eine halbe Million Chinesen sich befindet; im Durchschnitte kommen also auf eine Quadratmeile 14 bis 15 Einwohner. Die Bevölkerung Siam's ist folglich für ein so fruchtbares Land höchst dürftig und unbedeutend zu nennen, da in weit weniger von der Natur begünstigten Ländern Europa's im Durchschnitte 3000 Menschen auf einer Quadratmeile wohnen. Die Schuld hievon liegt einzig in der despotischen und schlechten Regierung; denn das ganze

Bestreben des Königs geht dahin, von seinen Unterthanen sclavisch gefürchtet und verehrt zu werden. Nach seiner Gesundheit darf sich Niemand erkundigen, weil, wenn er auch krank oder gebrechlich ist, dennoch es als ausgemacht angenommen werden muß, daß er frei von körperlichen Gebrechen sei. Bei Lebzeiten des Königs wird kein Thronerbe ernannt, denn an den Tod des Königs gedenken, ist Hochverrath; daher man auch in Siam über Alles, was auf die Regierung Bezug hat, tiefes Stillschweigen beobachtet. Im gewöhnlichen Gespräche wird der König durch verschiedene sehr artige Beiworte bezeichnet, und die gewöhnlichsten davon sind: „der heilige Herr der Köpfe — der heilige Herr des Lebens — der Eigenthümer Aller — höchster Herr — Untrüglicher — unendlich Mächtiger." Die Sprache der Schmeichelei erstreckt sich auch bis auf die Glieder seines Körpers, denn man thut nie seiner Füße, seiner Hände u. s. w. Erwähnung, ohne sie heilig zu nennen. Golden ist ein anderes Beiwort, welches Allem gegeben wird, was zu Sr. Majestät Person gehört.

Folgendes wurde mir als eine wörtliche Uebersetzung der gewöhnlichen Einleitung aller münd-

lichen oder schriftlichen Adressen an den König mitgetheilt: „Erhabener Herr, Souverain vieler Fürsten, laß den Herrn des Lebens auf den Kopf Deines Sclaven treten, der sich hier niederwirft, um den Staub der goldenen Füße auf dem Scheitel seines Hauptes zu empfangen und mit aller möglichen Unterwürfigkeit zu wissen thut, daß er Dir etwas vorzulegen hat."

Der Abstand zwischen dem Könige und den höchsten seiner Verwandten oder Staatsbeamten ist so groß, daß der König einen Prinzen oder Edelmann den königlichen oder adeligen Hund, die königliche Ratte nennt, und diese Ausdrücke werden keineswegs für schimpflich erachtet, sondern als Zeichen der Gnade und Herablassung aufgenommen.

Der König giebt seinen Ministern zwei Audienzen täglich, die eine des Morgens und die andere spät des Abends, thut an jeden einige allgemeine Fragen über sein Verwaltungsfach, und entscheidet auf der Stelle über einige Fälle, welche ihm vorgelegt werden. Den übrigen Theil des Tages bringt er theils mit seinen Weibern, theils im Umgange mit den Talapoinen zu. Die letzteren beten für ihn, und die ersteren unterhalten ihn durch Vorlesen kurzweiliger Erzählungen. Das

Volk betrachtet man als bloße Sclaven der Regierung, und bringt es nur insofern in Anschlag, als es zur Aufrechterhaltung des königlichen Stolzes unentbehrlich ist. Besonders drückend ist der Gebrauch, nach welchem jeder männliche Einwohner von Siam vom 21sten Jahre an verbunden ist, dem Staate jedes Jahr vier Monate lang als Soldat, Sclave oder auf jede andere beliebige Weise zu dienen. Die einzige Ausnahme bilden die Talapoinen, und der Wunsch, dieser schmählichen Dienstbarkeit zu entgehen, erklärt den starken Hinzudrang zu dem Priesterstande. Erwägt man nun noch, daß diese Talapoinen einzig und allein von Almosen leben, so läßt sich's leicht erachten, welche centnerschwere Lasten auf dem gemeinen Volke ruhen.

Das Staatseinkommen der Siamesen fließt aus folgenden Quellen: einer Steuer auf geistige Getränke, auf's Spielen, auf die Fischerei im Menam, auf Handel und Zölle, auf Obstbäume und liegende Güter. Hiezu kommt noch der Alleinhandel, welchen der König von Siam mit Zinn, Elfenbein, Vogelnestern *) und anderen Gegenständen treibt.

*) Indianische Vogelnester, sind die Nester einer gewissen Meer-Schwalbenart in Ostindien und China,

Die Gesetzgebung ist, wie es sich von einem solchen Volke nicht anders erwarten läßt, höchst unvollständig und willkührlich, und es werden bei Handhabung derselben zum öftern Tortur *) und Gottesurtheile **) angewandt. Letztere bestehen

---

nahe an den Seeufern, einer Meermuschel sehr ähnlich; ein schleimichter, oder gallertartiger Stoff, ungefähr so dick, wie ein Eßlöffel, von weißer oder röthlicher Farbe, welche als große Delicatessen in den Handel gebracht, und da sie nur mit großer Mühe und Gefahr von den Felsen, an welchen sie kleben, herabgebracht werden können, sehr theuer bezahlt werden. Sie werden theils zu Pulver zerstoßen und andern Speisen beigemischt, theils in Fleischbrühe weich gekocht.

*) Tortur, (die Folter, Marter) ist das schreckliche Mittel, die eines Verbrechens Angeschuldigten, welche nicht gestehen wollten oder konnten, durch allerhand furchtbar marternde Instrumente zum Geständniß zu bringen. In Deutschland ist sie seit etlichen Jahrzehnten abgeschafft.

**) Gottesurtheile, (auch Ordalien genannt, so viel als Urtheile), hießen bei den alten Deutschen gewisse Handlungen, welche der sich eines Verbrechens verdächtig Gemachte feierlich in Gegenwart der Priester vornehmen mußte, und, je nachdem diese ihm schadeten oder nicht schadeten, sich als schuldig oder nicht schuldig erwies, indem man nämlich glaubte, die Gottheit werde selbst da, wo der menschliche Richter nicht zu entscheiden vermag, durch ein Wunder die Wahrheit an den Tag bringen. Der gerichtliche Zweikampf, die Feuer- oder Wasserprobe waren im 14ten und 15ten Jahrhundert die vorzüglich üblichen Gottesurtheile.

gewöhnlich darin, daß die mit einander in Streit gerathenen Theile unter das Wasser tauchen, oder ihre Hände in siedendes Oel, oder geschmolzenes Zinn stecken. Wer im ersten Falle am längsten unter dem Wasser bleibt, hat seine Sache gewonnen, und eben so im zweiten Falle derjenige, welcher die Hand unversehrt aus der Flüssigkeit herausbringt. Auch der Eid ist unter den Siamesen üblich, und da die hierbei gebräuchliche Formel die religiösen Meinungen des Volkes auffallend erläutert, so theile ich sie hier in der Uebersetzung mit.

„Ich, der ich hieher gebracht worden bin, als Zeuge in dieser Angelegenheit, erkläre jetzt in Anwesenheit des Buddha, daß ich ganz unparteiisch gegen beide Theile bin. Ich erkläre auch, daß ich bei dieser Gelegenheit nicht bestochen worden bin. Wenn nun, was ich hier spreche, falsch ist, oder wenn ich in meinen ferneren Aussagen die Wahrheit bemänteln oder verdrehen sollte, so mögen Buddha, vor welchem ich jetzt stehe, so wie auch die berühmten Halbgötter der 22 Firmamente mich strafen."

„Wenn ich nicht gesehen habe, und doch sagen sollte, daß ich gesehen habe; wenn ich sagen

sollte, daß ich das weiß, was ich nicht weiß, dann mag ich auf diese Weise bestraft werden. Sollten unzählige Gesandte der Gottheit zur Erlösung des Menschengeschlechtes gesendet werden, so möge meine irrende und wandernde Seele außer dem Bereiche ihres Mitleids gefunden werden. Wo ich gehe, mögen mich Gefahren umgeben, und ich denselben nicht entrinnen können; mögen sie mir nun drohen von Mördern, Räubern, von Erdgeistern, von Waldgeistern, von Wassergeistern, oder von Luftgeistern oder von allen Gottheiten, welche den Buddha anbeten, oder von den Göttern der vier Elemente und von allen andern Geistern."

„Möge Blut fließen aus allen Schweißlöchern meines Körpers, damit mein Verbrechen kund werde der Welt. Mögen alle, oder einige dieser Uebel mich binnen drei Tagen überfallen, oder möge ich mich nicht von der Stelle bewegen, auf welcher ich jetzt stehe; oder möge die Peitsche des Himmels (der Blitz) mich in Stücken zerhauen, so daß ich ein Spott des Volkes werde. Oder wenn ich fortgehe, möge mich einer der vier Löwen mit übernatürlichen Kräften zerreißen, oder möge ich umkommen durch giftige Kräuter,

oder giftige Schlangen. Vertraue ich mich den Gewässern der Flüsse, oder des Meeres an, so mögen mich übernatürliche Krokodile, oder große Fische verschlingen, oder Winde und Wellen mögen mich versenken. Oder es möge mich die Furcht vor solchen Uebeln zeitlebens gefangen zu Hause halten, so daß mir jede Freude fremd bleibt, oder ich möge die unerträgliche Unterdrückung meiner Obern erfahren, oder durch Pest mein Leben verlieren. Nachher möge ich in die Hölle gestürzt werden, um hier unzählige Stufen der Qual zu betreten. So möge ich unter andern verdammt werden, Wasser in geflochtenen Körben über die flammenden Gegenden zu tragen. Alsdann möge ich fallen in die tiefste Grube der Hölle; oder wenn dieses Elend nicht erfolgen sollte, so möge ich nach dem Tode in den Körper eines Sclaven wandern, und alles Ungemach ausstehen, welches mit dem elenden Zustande eines solchen Geschöpfes verbunden ist, und zwar auf eine Reihe von Jahren, welche gleich ist der Zahl der Sandkörner von vier Seen. Oder ich möge den Körper eines Thieres 500 Menschenalter *)

*) Dieses wird im Durchschnitte auf 30 Jahre berechnet.

lang beleben, oder 500mal als Widder geboren werden, oder in den Leib eines Tauben, eines Blinden, eines Stummen, eines hauslosen Bettlers übergehen, oder von jeder Art ekelhafter Krankheit während derselben Zahl von Jahren befallen werden, und dann möge ich in die Hölle gestürzt, und dort von dem Könige der Hölle gekreuzigt werden."

Bei den meisten Vergehen wird das Bambusrohr zur Bestrafung in Anwendung gebracht. Geringfügige Diebereien werden mit 30 Hieben, höhere Grade des Diebstahls mit 90 Hieben und Kerkerstrafe belegt; die gesetzliche Strafe eines Brandstifters ist Verstümmelung, es wird ihm nämlich die rechte Hand abgehauen; Mord wird jederzeit mit dem Tode bestraft, und zwar wird der Verbrecher mit dem Schwerte geköpft. Für Aufruhr und Hochverrath verordnet das Gesetz, daß die Verbrecher von Elephanten zertreten, oder von Tigern gefressen werden sollen.

Der jetzige König macht sich, wie man uns versicherte, sehr selten grausamer Handlungen schuldig, und ist einer der mildesten Regenten, die seit 150 Jahren auf dem siamesischen Throne waren.

Ehemals waren die Könige von Siam gewohnt, gleich den chinesischen Kaisern, an einem bestimmten Tage, aus Achtung gegen die Landwirthschaft, feierlich den Pflug zu führen. Dieser Gebrauch ist schon seit langer Zeit abgekommen, und einem andern gewichen, der von geringerer Wichtigkeit ist. Es wird nämlich gegenwärtig Einer für diesen Fall gewählt, der die Stelle des Königs vertritt, und „König der Landwirthe" genannt wird. Dieser steht in der Mitte eines Reisfeldes nur auf einem Fuße, indem es ihm obliegt, diese unbequeme Stellung so lange beizubehalten, als ein gewöhnlicher Landmann Zeit dazu braucht, um mit dem Pfluge eine kreisförmige Furche um ihn herum zu ziehen. Muß er sich auf den andern Fuß stützen, ehe der Kreis noch vollendet ist, so gilt dies als ein sehr unglückliches Wahrzeichen, und die Strafe für den König der Landwirthe soll nicht allein in dem Verluste seiner eintägigen Würde, sondern auch seines Ranges, von welcher Beschaffenheit derselbe sein möge, und was noch schlimmer ist, in der Confiscation seines Eigenthums bestehen.

Eine andere Ceremonie soll zugleich mit dem Pflügen verbunden sein. Proben der hauptsäch-

lichsten Früchte der Erde werden auf einem Felde zusammengetragen, alsdann wird ein Ochs um dieselben mit gehöriger Freiheit herumgeführt, und dasjenige Produkt, welches er sich zum Futter auswählt, gedeiht, wie der Aberglaube versichert, im folgenden Jahre am wenigsten, und bedarf deshalb ganz besonderer Sorgfalt der Landwirthe.

Die siamesische Armee beträgt ungefähr 30,000 Mann, die mit Säbeln, Spießen und europäischen Flinten bewaffnet sind; diese letzteren werden aus England und Amerika bezogen. Nach den Wachen zu urtheilen, die wir im Palaste sahen — und diese gehörten doch wahrscheinlich zu den besten Truppen, — muß die Armee höchst verächtlich sein, wie man von einem bewaffneten Haufen nicht anders erwarten kann, der aus dem Bauernstande ausgehoben worden ist und nur durch harte Strafen zusammengehalten wird, dessen Officiere unwissend sind, und der von einer rohen Regierung befehligt wird. Die bewaffnete Macht besteht hauptsächlich aus Infanterie, mit einer sehr unbeträchtlichen Zahl Reiterei, und aus einer eben so untauglichen Artillerie. Siam enthält 20 bis 30 mit Mauern umgebene Städte,

welche, nach den Fortificationen der Hauptstadt zu urtheilen, schwach und ohne Kenntniß befestigt sind, und sich gegen die Angriffe eines Feindes gar nicht vertheidigen lassen, der auch nur die geringste militärische Kenntniß besitzt. Auf den Wällen von Bangkok sind keine Kanonen aufgefahren, denn sie werden unter dem Vorwande, sie gegen die Witterung zu schützen, in Schuppen aufbewahret. Der eigentliche Grund dieser Vorsicht ist aber der, daß sie nicht im Falle eines Aufruhrs, den die siamesische Regierung immer fürchtet, gegen den Palast gerichtet werden können.

VII.

Fortsetzung.

Die Gesichtsfarbe der Siamesen ist hellbraun und vielleicht um eine Stufe heller, als bei den Malaien, aber um manche Stufen dunkler, als bei den Chinesen. Diese Farbe nähert sich aber keineswegs dem Schwarz des afrikanischen Negers. Im Ganzen ist die Schönheit, nach europäischen Begriffen von derselben, in Siam nicht zu Hause, obschon man zuweilen Leute von einer nicht unangenehmen Gesichtsbildung findet. Ihre Kleidung ist höchst sonderbar. Beide Geschlechter tragen weniger Kleider, als irgend ein mäßig civilisirtes Volk Asiens. Kopf und Füße sind immer entblößt, auch in der Regel der obere Theil des Körpers, und deshalb sind Lenden und Oberschenkel allein bedeckt. Die Kleidung für letztere besteht aus einem Stück Seide, oder baumwollenem Zeuge, welches herumgeschlagen und vorn

fest geknüpft wird. Am meisten lieben die Siamesen dunkle und düstere Farben, und an ihrer Kleidung wird man selten viele helle oder weiße Farben bemerken.

Ihr Kopfputz ist sonderbar und seltsam. Ein Mann hat das ganze Kopfhaar, bis auf einen Kreis auf dem Scheitel, abgeschoren. Die Frauenzimmer rasiren sich zwar das Kopfhaar nicht ab, aber sie verschneiden es kurz, und bilden gleichfalls einen Kreis auf dem Scheitel. Weder das eine, noch das andere Geschlecht trägt eine Kopfbedeckung. Gleich den Chinesen, und andern orientalischen Nationen lassen die Siamesen die Nägel ihrer Finger bis zu einer unnatürlichen und unbequemen Länge wachsen. Man findet diese Sitte bei beiden Geschlechtern, und der einzige Unterschied besteht darin, daß Personen von hohem Range die Nägel so lang als nur immer möglich wachsen lassen. Manche Liebhaber dieser Sitte sind so glücklich, ihren Nägeln eine Länge von zwei Zoll zu verschaffen, und da die Reinlichkeit nicht mit zu den Nationaltugenden gehört, so gewähren die langen Nägel dem Ausländer einen sehr widrigen Anblick.

Dasselbe Vorurtheil gegen weiße Zähne theilen

die Siamesen mit vielen andern Völkern des Ostens, und färben die Zähne schon in früher Jugend mit einer unvertilgbaren schwarzen Farbe, ohne jedoch den Schmelz der vordern Zähne zu zerstören.

In nützlichen Künsten sind sie unbewandert, wozu der Umstand nicht wenig beiträgt, daß jeder Künstler, oder andere geschickte Arbeiter augenblicklich weggenommen und genöthigt wird, für den König, oder irgend einen Höfling Zeitlebens zu arbeiten. Gebäude für öffentliche Bequemlichkeiten giebt es gar nicht, und weder Frömmigkeit, noch Aberglaube, noch Interesse hat die Regenten dieses Landes dahin gebracht, Brücken, Brunnen oder Karavanserais *) anzulegen, wie man sie mehr oder weniger unter allen Nationen Asiens findet. Der Mangel an öffentlichen Straßen ist nicht minder auffallend, denn wir erfuhren, daß im ganzen Königreiche nur zwei bedeutende Straßen vorhanden seien.

Auch ihre Baukunst ist flüchtig und unregelmäßig; denn ihre Tempel sind nicht für eine lange

*) Karavanserais sind im Orient öffentliche Gebäude, die sich auf Landstraßen und in weiten öden Gegenden befinden, wo die Reisenden herbergen können.

Dauer, sondern für eine schnell vorübergehende Zeit aufgeführt, und noch mehr tragen ihre Wohnungen den Keim einer baldigen Zerstörung in sich selber. Wie an Dauer, so gebricht es ihren Tempeln und andern bedeutenden Gebäuden auch an Schönheit und Erhabenheit. Die Kenntnisse der Siamesen in der Geographie sind höchst beschränkt, denn von entfernten, besonders europäischen Nationen kennen sie kaum den Namen, und selbst dieser ist ihnen nur von England, Frankreich, Portugal und Holland bekannt.

Die wenigen und gehaltlosen Bücher, welche in Siam erscheinen, werden mit einem eisernen Griffel auf Palmblätterstücken geschrieben. Der gemachte Eindruck wird alsdann mit einem schwarzen Pulver bestreut, und somit werden die Schriftzüge hinlänglich deutlich und leserlich. Diese Palmblätterstücken haben eine Länge von 1 bis 1½ Fuß, sie werden in kleine Bündel vereinigt, gewöhnlich stark vergoldet, am Rande bemalt, und bilden so einen Band, der sorgfältig mit einer seidenen oder baumwollenen Hülle umgeben wird. Für gewöhnliche Schriften, für Rechnungen und Protocolle öffentlicher Verhandlungen bedienen sich die Siamesen eines dicken steifen Pa-

piers, welches mit einem schwarzen Kleister zubereitet wird, so daß es den Eindruck eines steinernen Stiftes annimmt, dessen man sich bedient, um darauf zu schreiben. Die Schrift auf solchem Papier läßt sich wieder auslöschen, so daß man einen Bogen dieser Art mehrmals gebrauchen kann, etwa auf ähnliche Weise, wie wir von einer Schiefertafel Gebrauch machen. Das Papier, dessen man sich zur Briefcorrespondenz bedient, ist ein elendes, schwammiges und unebenes Fabrikat; auch auf dieses wird mit einem Stifte geschrieben, denn die Dinte ist in Siam fast gar nicht bekannt.

Wenn man den Charakter der Siamesen schildert, so kann man nicht leugnen, daß die Schattenseite zum großen Theile das Uebergewicht über die Lichtseite gewinnt; denn es erliegt keinem Zweifel, daß sie knechtisch gesinnt, habsüchtig, falsch und im höchsten Grade eitel sind.

Die knechtische Gesinnung ergiebt sich als eine nothwendige Folge des harten Despotismus, durch welchen die Siamesen niedergedrückt werden. Auch legten alle die Personen, mit welchen die Gesandtschaft in irgend einer Art von Verkehr stand, eine unbegrenzte Habsucht an den Tag. Die un-

teren Klassen ahmten in dieser Hinsicht ihren Oberen nach, und baten uns mit nicht geringer Zudringlichkeit um Alles, was ihnen in die Augen fiel. Ihre Abneigung gegen Arbeit ist unbesiegbar, und was Aufrichtigkeit anbelangt, so leidet ihr Charakter an großen Mängeln, denn Verstellung und Hinterlist ist ihnen, wie wir bei unserm Umgange selbst mit Personen vom Hofe fanden, zur andern Natur geworden. Der merkwürdigste Charakterzug der Siamesen ist aber ihr Nationalstolz, denn sie verachten alle andere Nationen, und glauben, unbestrittene Vorzüge, selbst vor den gebildetesten Völkern zu besitzen. Sie sprechen ganz offen von sich und ihrem Lande als Mustern der Vollkommenheit, und die Kleidung, die Gewohnheiten und Geschicklichkeiten der Ausländer sind ihnen Gegenstände des Spottes.

Im häuslichen Leben ist der Charakter der Siamesen lobenswerth. Die Aeltern besitzen viel Liebe zu den Kindern, und die Pflichten der Kinder gegen die Aeltern sind sogar durch Gebote der Religion geheiligt. Sie leben, besonders die höheren Stände, in Vielweiberei, schließen aber nicht ihre Frauen, wie in andern Ländern Asiens zu geschehen pflegt, ein, sondern lassen sie frei herum wandeln.

In Siam, wie in andern Tropenländern *), besteht das Jahr nur aus zwei Jahreszeiten, einer nassen und einer trockenen. Während unseres Aufenthalts in diesem Lande begann die Regenzeit zu Anfang des Monats Mai. Anfangs war der Regen unbedeutend, aber gegen die Mitte des Monats stürzte er in Strömen herab, und es trat zugleich sehr stürmische Witterung ein. So dauerte es fort, bis zum Anfang des Julius, und nun folgte heitere und gemäßigte Witterung, und dauerte ohne Unterbrechung bis zu unserer Abreise fort. Im April und Mai, ehe die Regen eingetreten waren, stieg das Thermometer täglich im Schatten auf 28 Grade; im December soll es zuweilen bis auf 18 Grade fallen. Obgleich in den warmen Monaten die Hitze zu Bangkok groß ist, und der Ort selbst in der Niederung liegt, so kann man doch das Klima keineswegs ungesund nennen. Mit Einschluß der Schiffsmannschaft waren unserer 130 Personen, die vier Monate lang an den Ufern des Menam eben nicht sehr bequem einquartirt waren, und dennoch fiel in

*) Tropenländer heißen diejenigen, welche unter den Wendekreisen liegen.

dieser ganzen Zeit, welche in den Tropenländern gemeiniglich für die ungesundeste Jahreszeit gehalten wird, kein Todesfall vor, auch war kein Einziger von einer Krankheit befallen, die von unserer Lage hätte herrühren können.

In Siam wird Gold, Kupfer, Blei, am reichlichsten aber Eisen gefunden. Die Eisenbergwerke liegen jedoch sämmtlich sehr weit von der Hauptstadt entfernt, und wir konnten daher ihre Beschaffenheit nicht untersuchen.

Die Früchte Siam's sind trefflich und mannichfaltig; die ganze Umgebung von Bangkok ist ein Wald von Fruchtbäumen. Unter den Gewächsen, welche in den Tropenländern erzeugt werden, gedeihen hier besonders das Zuckerrohr, der Pfeffer *), Baumwolle, Kardamomen **)

*) Der Pfeffer wächst auf einer rankenförmigen schlanken Staude, die wie unsere Weinrebe an der ihr gebotenen Stütze sich in die Höhe zieht, und dabei den Schatten liebt. Die Früchte hängen traubenförmig und bestehen aus 30 bis 50 rothen Beeren, die erst grün sind, und zuletzt schwarz werden, wie wir sie gewöhnlich als Pfefferkörner kennen.

**) Die Kardamome gehört zu dem Ingwerpflanzengeschlechte, hat einen beißiggewürzhaften Saamen, dessen man sich zu Speisen und zur Arznei bedienet.

u. s. w. Andere merkwürdige Erzeugnisse sind das Aloeholz, das sich durch seinen Wohlgeruch auszeichnet, und der Sapanbaum, der ein sehr schätzbares rothes Färbeholz liefert.

Unter dem Thiergeschlechte verdienen die Zibethkatze *), der Elephant, für dessen Vaterland Siam gilt, weil dieses Thier hier zur höchsten Vollkommenheit gelangt, das Rhinoceros Erwähnung.

Wenn es wahr ist, was uns in Bangkok gesagt wurde, daß jährlich gegen 1000 Rhinoceroshörner nach China ausgeführt werden, so muß dieses Thier, welches verhältnißmäßig überall sel-

*) Die Zibethkatze ist besonders im südlichen Asien zu Hause, und ist an Farbe der wilden Katze sehr ähnlich, nur größer, als diese. Sie lebt von Vögeln und kleinen Thieren, und wird, ob sie gleich räuberisch und wild ist, doch gezähmt. Von diesem Thiere kommt der Zibeth her, eine starkriechende, schmierige Fettigkeit, welche sich bei beiden Geschlechtern in einem eigenen Beutel am After absondert, und welche die Apotheker als krampfstillende Arznei verkaufen. Des Zibeths wegen wird dieses Thier gezähmt, und mit vielen Kosten erhalten. Man sperrt es in einen engen Kasten, in welchem es sich nicht umdrehen kann, und schöpft alle 2 bis 3 Tage die Materie mit einem kleinen hölzernen Löffel aus dem Beutel heraus. Frischer Zibeth riecht so heftig, daß er Schwindel und Kopfweh verursacht; nach und nach wird er jedoch milder und angenehmer.

ten ist, in Siam in beträchtlicher Menge vorhanden sein.

Was die siamesischen Vögel anbelangt, so wird der Pfau, der Goldfasan*), der Eisvogel**), der Pelikan***), und mehrere Vögel aus den Kranich- und Storch-Familien erwähnt.

---

*) Dieser Vogel ist unbeschreiblich schön, hat einen gelben Federbusch, scharlachrothe Brust, und einen keilförmigen Schwanz.

**) Der Eisvogel ist von Farbe einer der schönsten Vögel, und in der ganzen Welt einheimisch. Der Scheitel und die Deckfedern sind tiefgrün und lasurblau gefleckt; von den Nasenlöchern bis hinter die Augen läuft ein orangefarbener Streif; die Hautfarbe des Rückens ist glänzend himmelblau, der Unterleib orangeroth und die Kehle röthlichweiß. An Größe gleicht er den Sperlingen, an Gestalt den Spechten.

***) Der Pelikan ist der größte aller Schwimmvögel, denn er ist noch einmal so groß als der Schwan, und gleicht an Gestalt der zahmen Gans. Der Kopf ist um die schönen rothen Augen herum und an den Seiten kahl, und mit einer fleischfarbigen Haut bedeckt. Den deutschen Namen Kropfgans hat er von dem beutelförmigen Kropfe, der ihm am Unterschnabel hängt und sich so ausdehnen läßt, daß er mehr als 20 Pfund Wasser fassen kann. In denselben ladet er Speise und Trank für seine Jungen, und füttert sie daraus; daher die Fabel, daß er sich die Brust aufhacke, und die Jungen mit seinem Blut ernähre. Der Anblick des rothen Schnabels und der blutigen Fische in dem Sacke hat unstreitig zu dem Irrthum Veranlassung gegeben, als ob die Jungen aus einer Oeffnung in der Brust selbst fräßen.

VIII.

Abreise von Bangkok nach Hue, der Hauptstadt von Cochin-China.

Außer den bereits erwähnten Conferenzen mit den Ministern des Königs fanden deren noch mehrere Statt, welche alle den eigentlichen Zweck unserer Reise, die Abschließung eines Handelsvertrags mit Siam, betrafen. Allein bei jeder wiederholten Zusammenkunft stellte sich den Verhandlungen ein unverkennbares Mißtrauen in den Weg. Eine Hauptursache hievon waren die in Siam ansässigen Chinesen, welche sich sehr angelegentlich bemühten, den Zweck unserer Gesandtschaft in ein recht nachtheiliges Licht zu setzen. Sie sollen gesagt haben, daß die Engländer jetzt mit glatten Worten kämen, und vorgäben, daß sie nur Handelsverbindungen aufsuchten, bald würden sie aber um die Bewilligung einer Factorei *) anhalten,

*) Factorei ist eine Waaren-Niederlage.

diese dann mit einem Wall umgeben, Kanonen aufpflanzen, und so zuletzt das ganze Land besetzen, wie sie dieses bereits bei mehreren indischen Völkerstämmen gethan hätten. — Da sich nun der gegen uns gefaßte Verdacht immer mehr als unbesiegbar darstellte, so segelten wir, nachdem wir ein Antwortschreiben an den General-Gouverneur mit ausweichenden Erklärungen, und Gegengeschenke für denselben, die in Elephantenzähnen, Adlerholz, Benzoe *), Kardamomen, Zinn, Pfeffer u. s. w. bestanden, erhalten hatten, den 16ten Juli ab, und langten zwei Tage nachher an der Mündung des Menam an. Wir steuerten der Küste von Cochin-China zu, und erreichten am 24sten August die Landspitze von Kandyu. Als wir an dem Dorfe Pungtao vorbeisegelten, kam der Mandarin, oder der Beamte des Ortes, mit einem großen Gefolge zu uns an Bord. Er und seine Begleiter bildeten einen auffallenden Kontrast zu den Siamesen, die wir so eben ver-

*) Benzoe ein braunrothes, glänzendes und balsamisches Gummi, ein Harz, das dem Benzoe-Baume entweder durch die Rinde selbst, oder durch einen gemachten Einschnitt entschwitzt. Gerieben und angezündet giebt es einen sehr durchdringenden, balsamischen Geruch.

lassen hatten. Die Cochin-Chinesen waren anständig gekleidet, und statt in ihren Manieren unbeholfen und anmaßend zu sein, waren sie gewandt und gefällig. Dieser Beamte gab uns den Rath, einen Brief an den Gouverneur von der Stadt Saigun zu schreiben, welchen Brief er an Ort und Stelle befördern wolle. Wir faßten demnach ein Schreiben in englischer Sprache an Se. Excellenz ab, dem wir eine französische Uebersetzung beifügten, weil wir vernommen hatten, daß sich in dem Augenblicke mehrere Franzosen in Saigun aufhielten, und wir befürchten mußten, daß vielleicht Niemand unsere Landessprache verstehen würde. Diesem Schreiben fügten wir auch ein Verzeichniß des Gesandtschaftspersonals, der Schiffsmannschaft, der Kanonen, Waffen u. s. w. bei.

Schon nach wenigen Tagen traf Antwort auf unser Schreiben, mit einer Deputation des Gouverneurs von Saigun, ein, die uns nach seiner Residenz einladen und begleiten sollte. Die Deputation bestand aus sieben Mandarinen, die in vier Booten ankamen, von welchen die zwei größten zu unserer Aufnahme bestimmt waren. Die Ruderknechte waren in Scharlach gekleidet, ihr

Kopfputz war eine Art Helm mit einem Hahnenfederbusche. Die Mandarinen trugen schöne seidene Kleider, ihr Benehmen war feurig und lebhaft, sie sprachen und lachten viel, daher wir nicht anstanden, die Cochin-Chinesen die indischen Franzosen zu nennen. Ich und Finlayson schifften uns nun, in Begleitung von 31 Mann Equipage, nach Saigun ein, und das Boot, welches wir bestiegen, gewährte uns in Wahrheit jede wünschenswerthe Bequemlichkeit. Bemerkt muß noch werden, daß der Strom, welcher bei der Landspitze Kandyu in's Meer mündet, und bei Saigun vorbeifließt, den Namen dieser Stadt führet. Als wir an dem Landungsplatze eintrafen, wurde uns ein großes öffentliches Haus, eine Art von Stadthaus, zu unserer Wohnung angewiesen; ein Offizier mit zwanzig Mann wurde uns zur Ehrenwache gegeben, an dem Thore hielt eine doppelte Schildwache den Andrang der neugierigen Menge zurück, auch stand eine zahlreiche Dienerschaft zu unserer Aufwartung bereit. Zwei Mandarinen höheren Ranges machten uns sogleich den Antrittsbesuch, den sie zur Verhandlung von Staatsgeschäften benutzten. Sie befragten uns: ob unsere Gesandtschaft unmittelbar von

dem Könige von England, oder von dem General-Gouverneur angeordnet sei; seit wie lange wir von Bengalen abwesend seien; welche Länder wir in der Zwischenzeit besucht, und wie lange wir uns in jedem derselben aufgehalten haben; in welcher Absicht wir denn eigentlich nach Saigun gekommen seien? Zuletzt erkundigten sich die Deputirten nach den für den König von Cochin-China mitgebrachten Geschenken, worauf wir einige der wesentlichsten Artikel benannten, die man für so erheblich erachtete, daß jede weitere Nachforschung hierüber unterblieb.

Unser Erscheinen erregte in Saigun vieles Aufsehen, ohne daß sich aber bei aller Neugierde auch nur die geringste Spur von Rohheit gezeigt hätte. Besonders fanden wir bei den chinesischen Kaufleuten eine höchst gastfreie Aufnahme. Ohne daß wir vorher ein Wort von einer Einladung wußten, zeigten sich drei der angesehensten Familien an den Thüren ihrer Häuser und baten uns, jede besonders, bei ihr einzusprechen. In jedem Hause fanden wir für uns bereits eine Mahlzeit zugerichtet, welche sehr schön und geschmackvoll aufgetragen wurde. Mit der Bewirthung unserer Personen noch nicht zufrieden, wurde für unser

ganzes Gefolge, für unsere indische Dienerschaft, so wie für die cochin-chinesische Wache, ein besonderer Tisch gedeckt.

Der Gouverneur eröffnete bei der Audienz, welche er uns ertheilte, seine Unterredung mit der Frage: wie lange wir schon auf der Reise seien; ging, nach erhaltener Antwort, sogleich zur Hauptsache über, und sagte: daß die Engländer zu einem Handelsverkehr mit Cochin-China willkommen wären, wenn sie sich dabei den Landesgesetzen unterziehen wollten; daß die Abgaben nicht drückend und für alle Nationen gleich seien. Wir erwiederten, daß dieses ganz den Wünschen des General-Gouverneurs von Indien entspreche, der nichts Weiteres verlange; worauf er die Versicherung ertheilte: daß er einen umständlichen Bericht über unsere Sendung nach der Hauptstadt erstatten, und uns dem Mandarin der Elephanten (dem Vorsteher der auswärtigen Angelegenheiten) empfehlen würde. Dem Gouverneur händigten wir zugleich das von dem General-Gouverneur in Indien an den König von Cochin-China gerichtete Schreiben zur weiteren Beförderung ein.

Nach eingenommenem Thee wurden wir eingeladen, einem Elephanten- und Tigerkampfe bei-

zuwohnen. Bei Eröffnung der Halle verkündete ein Ausrufer, oder Herold, das Fest. Der Tiger wurde auf einer Schleife herbeigefahren, und durch einen langen Strick, der um seine Hüften geschlungen war, an einen Pfahl gebunden. Dem armen Thiere hatte man den Rachen zugeknebelt und die Klauen ausgebrochen; er war von großer Raçe und äußerst gewandt. Es wurden nicht weniger als 46 starke, männliche Elephanten in einer Linie aufgestellt, und davon immer einer zum Angriffe des Tigers vorgeführt. Der erste Elephant trat mit anscheinend großem Muthe auf, und nach seinem entschlossenen Aeußeren zu urtheilen, glaubten wir sicher, daß er seinen Gegner in einem Augenblicke erlegen würde. Anfangs warf er mit seinen Zähnen den Tiger hoch in die Luft, und schleuderte ihn wenigstens 20 Fuß weit. Dennoch machte sich der Tiger wieder auf, sprang dem Elephanten auf den Rüssel, und ging selbst auf den Führer los, der auf dessen Halse saß. Der Elephant bekam Furcht, drehte um und lief davon, von dem Tiger so weit verfolgt, als dessen Strick reichte. Der unbeschädigte Flüchtling erhob ein klägliches Gebrüll, und alle Bemühungen, ihn zu einem neuen An-

griffe zu treiben, blieben fruchtlos. Gleich darauf sahen wir einen mit Stricken gefesselten Menschen vor den Gouverneur schleppen; es war der Führer des feigen Elephanten, und er wurde verurtheilt, auf der Stelle hundert Stockschläge zu bekommen. Zur Vollziehung der Strafe legte man ihn mit dem Gesichte auf die Erde, ein Mann setzte sich ihm rücklings auf Hals und Schultern, ein anderer auf die Beine, und die Stockknechte verrichteten ihr Amt. Nach beendigter Execution hoben zwei Mann den halbtodten Delinquenten an dem Kopfe und den Fersen in die Höhe, und während der ganzen Greuelthat sahe der Gouverneur dem Tiger- und Elephantengefechte so kaltblütig zu, als wäre gar nichts Besonderes vorgefallen. Zehn bis zwölf Elephanten wurden nun nach und nach zum Kampfe mit dem Tiger angeführt, der zuletzt den furchtbaren Erschütterungen erlag, welche er durch das Schleudern erlitten hatte, wenn ihn die Elephanten auf die Zähne nahmen. Die furchtbare Stärke dieser Thiere überschritt wirklich alle Vorstellung; einige derselben schleuderten den Tiger, als er schon halb leblos war, und keinen Widerstand mehr leisten konnte, wenigstens dreißig Fuß weit. Wir konnten

nicht ohne Abscheu daran denken, daß noch vor etlichen Jahren diese nämlichen Thiere zur Vollstreckung der über einen Verbrecher ausgesprochenen Todesstrafe gebraucht wurden. Wie man uns versicherte, war in solchen Fällen ein einziger Wurf hinreichend, einen Menschen um's Leben zu bringen.

Nach dem Thiergefechte sollten wir auch eine fingirte Schlacht sehen, deren Absicht war, die Elephanten eine Schanze erstürmen zu lassen. Man hatte zu diesem Ende eine Art spanischer Reiter *) von leicht zerbrechlichem Material aufgeführt, auf denen eine Partie dürres Gras lag; hinterwärts machten Lanzenträger eine scheinbare Vertheidigung. Sobald das Gras angezündet war, wurden viele Raketen und Schwärmer geworfen, eine Menge Fahnen geschwenkt, die Trommeln gerührt, und mit einer Kanone gefeuert. Die Elephanten wurden nun zum Angriffe ermuntert, zeigten aber ihre gewöhnliche Furchtsamkeit, und erst nachdem das Feuer beinahe gänzlich er-

*) Spanische Reiter heißen Balken, mit zugespitzten Querbalken kreuzweise durchzogen, welche bei Gräben oder Festungen vorgezogen werden, um das feindliche Eindringen zu verwehren.

loschen, und die spanischen Reiter größtentheils zerstört waren, konnten einige der kühnsten zum Durchgange gezwungen werden.

Nach geendeten Belustigungen verabschiedeten wir uns von dem Gouverneur, um wieder nach unserm Schiffe zurückzukehren, auf welchem wir, nach einer Abwesenheit von sechs Tagen, anlangten.

Saigun ist für eine indische Stadt geräumig und regelmäßig gebaut; auf den öffentlichen Märkten trifft man nicht nur die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse, sondern selbst Luxusartikel in Menge an. Von Fischen kann man nicht leicht irgend anderswo eine größere Anzahl bei vorzüglich schmackhafter Qualität finden. Es werden aber auch auf den Märkten zu Saigun Artikel zum Verkaufe ausgelegt, welche dem europäischen Geschmacke nicht zusagen, wie z. B. Hunde- und Krokodilenfleisch, welche jedoch wenig begehrt werden. Am Tage unserer Ankunft sahen wir zwei große Krokodile von Männern auf den Schultern zu Markte tragen, und später das Fleisch dieser Thiere häufig aushauen und in den Buden feil halten.

Am 4ten September gingen wir wieder unter

Segel, und steuerten dem Hafen von Touran zu, den wir nach einer elftägigen Fahrt erreichten. Sogleich kam ein Mandarin (der Beamte des Orts) zu uns an Bord, der uns benachrichtigte, daß er unter dem Gouverneur von Faifo, der Hauptstadt dieser Provinz, stehe, und daß es seine Pflicht sei, demselben unsere Ankunft zu melden. Er bat uns zu dem Ende um ein Verzeichniß des Gesandtschaftspersonals, der Schiffe, deren Mannschaft ꝛc.; wir hatten solches schon zum voraus in chinesischer Sprache ausfertigen lassen, und konnten es ihm daher sogleich einhändigen. Es langte nun zwar eine Einladung des Königs zur Fortsetzung unserer Reise, mit zwei zu unserer Aufnahme bestimmten Schiffen an, zugleich aber wurde uns eröffnet, daß das ganze Personal, welches nach Hofe reisen könne, die Zahl von zwölfen nicht übersteigen dürfe. Da jede Weigerung hier vergeblich gewesen wäre, so willigten wir ein. Zwei Mandarinen begleiteten uns auf dieser Fahrt, auf der wir, bereits nach wenigen Stunden, in die Mündung des Stromes Hue einliefen. Als wir bei der Hauptstadt, die denselben Namen führet, am folgenden Tage Anker geworfen hatten, fanden wir nahe am Ufer ein Haus für uns zu-

STAATL. BIBL. BAMBG.

gerichtet. Der Landessitte gemäß war es sehr gut mit Bequemlichkeiten ausgestattet, es war mit Ziegeln gedeckt, enthielt zehn Gemächer, und war auf einer erhöhten Terrasse erbaut. Es war mit einem Staket von Bambus umgeben, und eine Abtheilung von wenigstens 100 Mann war zur Bewachung des Hauses, oder vielmehr der Gesandtschaft beordert; denn wir wurden, wiewohl in den höflichsten Ausdrücken, ersucht, so lange der dem Könige zugestellte Brief des General-Gouverneurs bei Hofe nicht beifällig aufgenommen worden sei, unser Haus nicht zu verlassen, geschweige denn über die Schildwachen unserer Ehrenwache hinauszugehen. Zwar waren Dolmetscher und cochin-chinesische Diener stets bereit, um uns aufzuwarten, wir wurden von ihnen sogar mit dem größten Respekte behandelt, auch versahe man uns reichlich mit Nahrungsmitteln aller Art; nur saßen wir in enger Haft. Eine sonderbare Mischung von Argwohn und Ehrfurcht fand bei dieser Behandlung Statt; denn während es uns nicht erlaubt war, über die Thürschwelle zu schreiten, war der Befehl ertheilt worden, daß alle Personen zu Pferde vor unserer Wohnung absteigen und zu Fuße vorüber-

gehen sollten; auch war es Jedermann ausdrücklich verboten, auf der Straße stehen zu bleiben und nach uns zu gaffen. In Gemäßheit dieser Befehle wurde an die Vorübergehenden freigebig die Bastonade *) ausgetheilt, und weil sieben Soldaten diesen Befehl nicht gehörig befolgt hatten, erhielt jeder von ihnen 15 Hiebe. In solchen Fällen kommt der Offizier heraus, wirft die Schildwache nieder auf den Leib, und zählt ihr die gehörige Zahl Stockschläge auf. Der Soldat bekennt hierauf durch eine Verbeugung bis zur Erde seinen Dank für die väterliche Züchtigung, und die Sache ist abgethan.

Einst als uns der Minister eine Audienz gab, und wir in den Hof von seiner Wohnung traten, sahen wir eine Gesellschaft Schauspieler, welche so eben vor ihm eine Vorstellung gegeben hatten. Es schien, als ob ihre Leistungen den Geschmack des Ministers nicht befriedigt hätten, denn es wurde ihnen die Universalmedizin für alle Unterlassungs- und Begehungsfehler, nämlich die Bastonade, gereicht. Der erste Gegenstand, der

*) Bastonade ist eigentlich eine bei den Türken übliche Strafe, indem die Verbrecher eine Anzahl Stockschläge auf die bloßen Fußsohlen bekommen.

unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war der Held des Stückes, welcher mit dem Gesichte auf der Erde lag, und in voller theatralischer Kleidung seine Strafe in Empfang nahm. Auch die andern niederen Rollen bekamen ihren gehörigen Antheil, wovon wir uns nach der Zeit, während wir beim Minister saßen, aus ihrem Geschrei überzeugten.

Wenn aber gleich die Cochin-Chinesen ein gut geprügeltes Volk sind, und folglich furchtsam, mißmuthig und mißtrauisch sich zeigen sollten, so findet doch der entgegengesetzte Fall Statt. Selbst die unteren Klassen sind frohsinnig, höflich und gefällig, und dies Alles in einem höheren Grade, als alle asiatischen Völker, die wir kennen gelernt haben.

IX.

Beschreibung von Hue.

Nach etlichen Tagen ließ uns der Minister zu sich einladen, wir versprachen uns einzustellen, und es wurde für mich und Finlayson eine sehr bequeme Barke geschickt. Die Wohnung des Ministers liegt an einer der malerisch-schönsten Stellen des Flusses, und wir brachten über anderthalb Stunden zu, ehe wir sie erreichten. Chaigneau und Vanier, zwei Franzosen, welche am Hofe den Rang von Mandarinen hatten, traten uns entgegen, als wir landeten, und begleiteten uns zu dem Minister. Wir fanden ihn sitzend in einem halb offenen sehr großen Saale; das obere Ende desselben enthielt die Zurüstungen für ein chinesisches Schauspiel. Der Saal war mit einigen chinesischen Gemälden, und auch mit mehreren englischen Kupferstichen geziert, auf welchen Seegefechte dargestellt waren. Obgleich die Woh-

nung geräumig war, so hatte sie doch kein sonderliches Aussehen, und stand hinsichtlich der Nettigkeit und Bequemlichkeit den Wohnungen der Staatsbeamten, die wir in Siam besucht hatten, bei weitem nach.

Der Minister war ein kleiner, lebendiger alter Mann, trug ein reiches Kleid von orangengelber Seide, welches mit Blumen und Bildern bedeckt war, und empfing uns mit großer Artigkeit. Wir verbeugten uns vor ihm, und wurden eingeladen, eine Bank einzunehmen, welche schon im voraus zu unserer Bequemlichkeit hingestellt worden war; die französischen Mandarinen saßen zu beiden Seiten von uns auf Stühlen. Der Minister begann das Gespräch mit der Versicherung: daß er Alles, was in seiner Macht stehe, anwenden werde, um englischen Kauffahrteischiffen, welche Cochin-China besuchen würden, Vorschub zu leisten. Ferner bemerkte er, daß man durch eine Mittheilung des Gouverneurs von Saigun bereits ein Verzeichniß der für den König bestimmten Geschenke erhalten habe, daß er aber über diesen Gegenstand genauere Auskunft zu haben wünsche, welches auch geschah. Auch fragte uns der Minister: ob wir die Stadt und ihre

Umgegend zu besehen wünschten, wobei er sich erbot, uns hiezu mit Barken zu versehen. Denn da die Hauptstadt, ob sie gleich 50 bis 60,000 Einwohner hat, von sehr geringer Breite ist, und in einer Länge von vier Meilen am linken Ufer des Flusses zerstreut liegt, so muß man die meisten Ausflüge in Booten machen.

Da gar nicht die Rede davon war, uns dem Könige vorzustellen, so brachte ich diesen Punkt zur Sprache, und fragte: ob bereits ein Tag für eine Audienz beim Könige festgesetzt sei? Der Minister antwortete: der Gegenstand unserer Sendung betreffe Handelsangelegenheiten, und in solchen Fällen sei es nicht gebräuchlich, daß der König eine Audienz bewillige. In unserer Antwort entgegneten wir: Allerdings beziehe sich ein wichtiger Zweck der Sendung auf Handelsangelegenheiten, allein wir seien auch beauftragt, dem Könige zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Der Minister beseitigte jedoch auch diesen Grund durch die Bemerkung: daß nach dem Herkommen in diesem Lande der König nur Solchen Audienzen bewillige, welche ihm von Königen Briefe brächten; wäre der Brief vom König von England gewesen, so würden wir ohne Zweifel

eine Audienz erhalten haben. Der General-Gouverneur hingegen sei seines Wissens nur der Vicekönig eines großen Landes, aber kein souverainer Fürst. Während dieser Unterhaltung wurde die National-Eitelkeit der Cochin-Chinesen, so wie die hohe Meinung, welche sie von sich und ihrem Könige haben, sehr bemerkbar. „Es ist ganz natürlich," sagte nämlich der Minister mit Lächeln, „daß Sie alle mögliche Mittel anwenden, um die Ehre zu erhalten, einem so großen Könige vorgestellt zu werden." Nach geendeter Audienz wurden wir mit mehreren Fleischspeisen, Obst und Wein bewirthet, und hierauf wurde ein chinesisches Schauspiel aufgeführt, dessen Inhalt uns der Minister erklärte.

Gleich am folgenden Tage erhielten wir die Nachricht, daß eine Barke gesendet werden würde, um uns nach den Theilen der Stadt zu bringen, die wir zu besuchen wünschen möchten, und daß die französischen Mandarinen uns begleiten würden. Wir fuhren stromaufwärts und landeten auf der Westseite der neuen Stadt, welche ungemein befestigt ist. Sie bildet ein Viereck, und ihr Umfang beträgt etwas über 5 englische Meilen, woraus man auf ihre Größe schließen kann.

Der verstorbene König hat den Plan zu dieser Festung entworfen, jedoch auch den Rath französischer Offiziere dabei benutzt. Dieser merkwürdige Regent muß in der europäischen Kriegswissenschaft keine geringen Fortschritte gemacht haben, denn die Festungswerke sind größtentheils ungemein zweckmäßig und schön aufgeführt. Der erste Gegenstand in dieser Festung, die sich mit den meisten europäischen kühn messen darf, welcher besonders unsere Neugierde in Anspruch nahm, waren die öffentlichen Getreidemagazine. Diese bilden sehr lange und regelmäßige Reihen, sind mit Getreide dicht angefüllt, und sollen den Bedarf der Festung auf mehrere Jahre enthalten. Sowohl der verstorbene, als der jetzige König pflegten jedes Jahr diesen Magazinen zwei oder drei neue hinzuzufügen.

Die Casernen *) wurden uns auch gezeigt; diese Gebäude sind trefflich, zeichnen sich durch Ordnung und Reinlichkeit aus, und können über 12,000 Soldaten fassen. Das Pulvermagazin ist mit derselben Einsicht, wie alle andere Werke,

*) Casernen sind Wohnungen für die Soldaten in einer Festung oder Garnison.

erbaut; es ist mit einer starken Mauer umgeben, und außerdem noch mit einem breiten und tiefen Graben. Dicht daran liegt ein großer Exercirplatz für die Truppen.

Bei unserm zweiten Ausfluge wurden uns einige merkwürdige Tempel gezeigt, aber wir durften sie nicht betreten. Es mochten deren sechs sein; sie waren aus Steinen und Kalk erbaut, und mit Ziegeln gedeckt, auch schienen sie nett und geräumig zu sein. Sie bilden eine Art von Pantheon *), welches dem Andenken verdienter Offiziere geweiht ist; weiter stromaufwärts findet man eine ähnliche Gruppe für die Würdigsten aus der Klasse der Gelehrten und bürgerlichen Diener bestimmt. In diesen Tempeln werden die Leichname dieser Männer nicht aufbewahrt, sondern blos jedem der Verstorbenen ein Pfeiler zugeeig-

*) Pantheon hieß ein großes Prachtgebäude zu Rom, ein dem Jupiter und allen Göttern geweihter Tempel; nachher wurde er von dem Papst zu einer Kirche für alle Heiligen geweiht. Nach dem Muster desselben, wurde auch zu Paris, zur Zeit der Revolution, ein Pantheon zur Aufbewahrung der irdischen Ueberreste der verdientesten Franzosen, aus der Genovefa-Kirche errichtet, das über dem Eingange die einfache Aufschrift hatte: Das dankbare Vaterland großen Männern.

net, und an denselben sein Name geschrieben. Diese Ehrentempel haben keine Priester, und werden beständig verschlossen gehalten, außer an dem jährlichen Feste, um den Seelen der abgeschiedenen Vorfahren religiöse Ehrenbezeigungen zu erweisen.

Für sich und seine Lieblingsgemahlin erbaute der verstorbene König ein prächtiges Mausoleum *), und legte große Gärten um dasselbe herum an, an welchen Tausende seiner Unterthanen mehrere Jahre lang arbeiten mußten. Von diesen Gartenanlagen wurde uns folgende Beschreibung gemacht: Sie liegen in einem romantischen Theile der Gebirge, und ungefähr zehn Stunden von der Hauptstadt nach Norden. Die Grabmäler sind bei weitem noch nicht der glänzendste Theil dieser Unternehmung, die übrigens aus großen Gärten und Lusthainen mit Spaziergängen und Terrassen besteht, und, wie man

*) Mausoleum, ein berühmtes Grabmal, welches Artemisia ihrem Gemahl Mausolus, einem Könige von Carien, ungefähr 350 Jahre vor Christo, in der Hauptstadt Halicarnassus errichten ließ, und das zu seiner Zeit unter die sieben Wunder der Welt gerechnet wurde. Jedes prächtige Grabmal hat in der Folge von diesem den Namen Mausoleum erhalten.

sagt, mit sehr viel Geschmack angelegt sein soll. Die Königin, ein Weib von großer Schönheit und nicht geringem Verdienste war sieben Jahre vor unserem Besuche hier begraben worden, und vier Jahre später wurde der König selbst hier zur Seite seiner Gemahlin beerdigt. Dieser Platz war schon in älteren Zeiten, ehe er noch so prächtig eingerichtet wurde, der Begräbnißort der jetzigen Regentenfamilie. Man schilderte uns diese Gegend als so bezaubernd, daß sie an Schönheit jede andere Landschaft des Königreichs übertreffe. Wir wünschten sie besuchen zu dürfen, bekamen aber auf eine sehr höfliche Weise den Wink, daß der König immer sehr ungern die Besuche der Ausländer erlaube, deren Anwesenheit, seiner Behauptung nach, die Geister seiner Vorfahren in ihrer Ruhe stören könne.

In Beziehung der für den König mitgebrachten Geschenke wurde uns eröffnet, daß der König gar nichts davon annehmen könne, denn wir seien, wurde uns bemerklich gemacht, blos erst hergekommen, um des Handelsverkehrs wegen zu unterhandeln, hätten aber aus diesem Verkehr noch keinen wirklichen Nutzen gezogen. Es wurde auch hinzugesetzt, daß, sobald wir aus einer Verbin-

dung mit Cochin-China Gewinn gezogen haben würden, der König sehr gern Alles annehmen werde, was wir darbieten würden; zugleich ersuchte man uns, daß wir doch aus der verweigerten Annahme der Geschenke keine nachtheilige Folgerung ziehen möchten. Wie ganz anders ging aber in diesem Punkte der König von Siam zu Werke!

Auch wurde uns durch die französischen Mandarinen gesagt: daß alle Häfen des cochin-chinesischen Reiches dem englischen Handel unter denselben Bedingungen, wie den Chinesen, offen stehen sollten, und daß uns eine Abschrift der bestehenden Handelsverordnungen zugestellt werden würde.

In Gesellschaft der Franzosen machten wir auch eine Wanderung in die Umgegend der Stadt. Obschon der Boden leicht und sandig ist, so befindet er sich doch überall in einem hohen Zustande der Kultur. Man baut hier Reis, Maulbeerbäume, Baumwolle, auch findet man große Obstgärten. Die ganze Gegend ist dicht mit Dörfern besetzt, die durchgängig mit lebendigen Bambushecken eingezäunt sind. Man trifft überall gute Straßen, eben so Brücken und Kanäle an.

Die Kunststraßen sind in gerader Linie gezogen, sehr breit, und außer hölzernen Brücken, findet man auch viele steinerne. Wir kamen an einen Kanal, der, wie man uns erzählte, 14 Meilen lang und der Schifffahrt ungemein förderlich ist. Außer diesem Kanal soll es noch eine Menge anderer geben. Dies Alles hat der verstorbene König in's Werk gesetzt, dessen thätiger Geist für jede nützliche Unternehmung empfänglich war; der jetzige König ist ihm aber hierin sehr unähnlich.

Bei dieser Excursion besuchten wir auch zwei Tempel. Der eine, ein geräumiges und großes Gebäude, war der gewöhnlichen Form chinesischer Gottesverehrung gewidmet; der andere, ein geringes und kleines Gebäude, bot das erste Beispiel der Verehrung des Buddha oder Gautama dar, das wir bis jetzt noch angetroffen hatten. In dem letzteren Tempel standen zwei Altäre, und auf dem Hauptaltare das Bild dieser indischen Gottheit in sitzender Stellung. Zu diesen Tempeln gehörte nur ein einziger Priester, und da derselbe gerade krank war, so konnten wir ihn nicht zu sehen bekommen. Die Priester aller Religionsarten stehen in Cochin-China in geringem

Ansehen. Statt daher bei jedem Schritte auf einen Priester zu stoßen, wie es in Siam der Fall war, begegneten wir hier sehr selten einem derselben, indem ihre Zahl sehr gering ist.

Beide französische Mandarinen bewirtheten uns nach einander in ihren Wohnungen sehr anständig, und ganz nach französischer Sitte. Die Gemahlin des Chaigneau ist die Tochter eines Franzosen, Madame Vanier hingegen ist eine Cochin-Chinesin von schönem Aussehen und hohem Wuchse. Sowohl Herren als Damen trugen sich auf cochin-chinesische Weise, denn jeder Ausländer, welcher in Cochin-China seinen beständigen Wohnsitz aufschlägt, muß sich nothwendig in die Gewohnheiten des Landes fügen. Diese Männer, die uns mit ungemeiner Artigkeit und Gastfreundschaft behandelten, wurden durch die französische Revolution nach Cochin-China vertrieben, und gehörten zu den Anhängern der königlichen Partei; als daher diese, nach dem Sturze Napoleon's, siegte, kehrten sie im Jahre 1825 nach Frankreich zurück, und ich hatte das Vergnügen, sie auf ihrer Reise dahin zu Singapore wiederzusehen.

Zweimal erhielten wir auch vom Könige Mahlzeiten, deren jede in vier sehr schön lakirten und

vergoldeten Kasten, unter Begleitung einer militärischen Wache, überreicht wurde. Der Menge nach waren diese Speisen mehr als reichlich für zwei Männer, denn sie bestanden jedesmal aus etwa 50 Schüsseln. Die dabei angewendete Kochkunst war keineswegs zu verachten, auch war Alles nett und reinlich zugerichtet. Einer der cochin-chinesischen Leckerbissen, welcher bei dieser Gelegenheit aufgetragen wurde, bestand aus drei Schüsseln halb ausgebrüteter Eier, die den frisch gelegten weit vorgezogen werden. Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß die Cochin-Chinesen, welche in der Regel keine Leckermäuler sind, und sogar mit höchst gemeinen Speisen vorlieb nehmen, einen Widerwillen, und selbst einen Ekel vor der Milch haben. Sie behaupten, daß der Gebrauch, sich der Milch als Nahrungsmittels zu bedienen, nicht besser sei, als jener, warmes Blut zu trinken. Unsere indischen Diener weigerten sich, zum großen Aergernisse der Cochin-Chinesen, am königlichen Schmause Antheil zu nehmen; daher ich vorschlug, den hauptsächlichsten Theil der Mahlzeit unter unsere militärische Wache zu vertheilen. Der Befehlshaber derselben, welchen ich herbeirufen ließ, versicherte aber, daß

er an Alles, was vom Könige komme, ohne ausdrückliche Erlaubniß, keine Hand legen dürfe.

In den cochin-chinesischen Landschaften sind besonders die kleinen, religiösen Haine merkwürdig, welche hie und da bei den Begräbnißplätzen liegen. Von diesen sahen wir mehrere. Sie sind kreisrund angelegt, und bestehen aus einer mannichfaltigen Menge dichter und Schatten spendender Bäume. Ein einziger Eingang leitet auf einem Wege mit vielen Windungen zu dem Mittelpunkte des Haines, wo man einen freien Platz, und einen kleinen Tempel, oder Altar findet. Diese abgeschiedenen Plätze sind den Geistern der Verstorbenen geweiht, und eignen sich, wegen ihrer Düsterheit und feierlichen Stille, hiezu ganz vortrefflich.

Auf Befehl des Königs benachrichtigte man uns, daß gewisse Geschenke für den General-Gouverneur und einige für die Gesandtschaft bereit lägen, um im Palaste von uns in Empfang genommen zu werden; da jedoch die Geschenke an den cochin-chinesischen Hof ausgeschlagen worden waren, so mußte ich ein Gleiches thun.

Ein Antwortschreiben an den General-Gouverneur, das die oben berührten Handelsverwilli-

gungen enthielt, wurde uns zugestellt, nach dessen Empfange wir ungesäumt Anstalt zur Abreise machten.

Nachdem Alles in Ordnung gebracht war, verließen wir Hue den 17ten October, in Begleitung desselben Mandarinen, der uns von Touran aus hieher geführt hatte, und einer militärischen Bedeckung. Die ganze Reisegesellschaft nahm ein bequemes Boot, nebst zwei Barken, ein, und bereits zwei Tage nachher erreichten wir glücklich unser Schiff, wo wir die Freude hatten, alle unsere Freunde im besten Wohlsein wiederzufinden. Am 31sten October lichteten wir die Anker, und am 29sten December langten wir, ohne einen Unfall erlitten zu haben, in Calcutta, nach einer Abwesenheit von mehr als 13 Monaten, an.

X.

Geographische Beschreibung von Cochin-China.

Das gegenwärtige Reich von Cochin-China besteht aus einem Theile des Königreichs Kamboja, aus Cochin-China selbst und aus Tonquin. In seiner größten Länge kann es über 900 geographische Meilen geschätzt werden, die Bodenfläche läßt sich auf 98,000 Quadratmeilen festsetzen. Die Bevölkerung ist längs der Flüsse zwar sehr bedeutend, desto geringer aber in anderen Gegenden, und die Zahl der Einwohner kann höchstens zu 20 Millionen angenommen werden.

In den verschiedenen Theilen eines so großen Reiches findet nothwendig auch eine große Verschiedenheit des Klima's Statt; über die Abweichungen desselben kann ich, bei meinem kurzen Aufenthalte, keine Auskunft geben; was aber Hue anbelangt, so sagte mir Herr Chaigneau, welcher viele Jahre daselbst gewohnt hatte, daß die Hitze nie über 31½ Grad betragen habe. Das Klima

scheint der Gesundheit im Ganzen zuträglich zu sein, denn mehrere Europäer, mit denen ich darüber sprach, rühmten das Klima, und gewiß kann der starke Körper der Einwohner mit als Beweis hiefür aufgestellt werden.

Das cochin-chinesische Reich ist in 3 große Provinzen abgetheilt; diese bestehen aus Kamboja und Tonquin, welche durch Vicekönige verwaltet werden, und aus Cochin-China, welches unmittelbar vom Könige regiert wird.

Die wichtigsten Flüsse sind der Kangkao, Kampot, Tekmao und der Saigun.

Außer Hue sind die bedeutendsten Städte Tonquin, das dreimal so groß als die Hauptstadt sein, und eine Bevölkerung von 150,000 Seelen haben soll, und Hean, mit 20,000 Einwohnern. Die Hauptstadt von Kamboja heißt Penompeng, und soll 25,000 Einwohner haben.

Das eigentliche Cochin-China ist an Metallen eben so arm, als Kamboja; Tonquin hingegen besitzt Ueberfluß an Eisen, Silber und Gold. Man hat mir gesagt, daß die Zahl der Chinesen, welche sich mit Bergbau beschäftigen, auf 20,000 bis 30,000 geschätzt werden könne.

Der Reis wird allgemein, und besonders in

den Gegenden gebaut, die von den großen Flüssen überschwemmt werden. Die einzigen andern Nahrungsmittel, welche in Menge erzeugt werden, sind Mais, Erdnüsse *) und Cocosnüsse **). Unter den Früchten zeichnen sich die Orangen durch ihren Wohlgeschmack aus. Das Zuckerrohr wird häufig gebaut, eben so Pfeffer, Zimmet, Baumwolle und Thee. Der Maulbeerbaum wird, als Futter für den Seidenwurm, besonders in Tonquin, stark angepflanzt.

Zu den Thieren, die in Cochin-China zu Hause sind, gehören der Hund, der Bär, der Tiger, der Leopard, das Nashorn, der Elephant, der aber hier nicht, wie in Siam, verehrt wird, das Schwein, das Pferd, der Ochse und der Büffel. Letzterer wird häufig zu Feldarbeiten benutzt, weit weniger geschieht dies mit dem Ochsen. Das Geflügel ist das schönste, welches ich in Indien gesehen habe, dabei wohlfeil, und im Ueberflusse vorhanden.

Die Fortschritte, welche die Cochin-Chinesen in nützlichen Kenntnissen gemacht haben, sind zwar immer mäßig, aber doch weit größer, als diejenigen der

*) Die Erdnuß hat eine knollige, kuglige Wurzel, welche fast wie die Kastanie schmeckt.

**) Siehe 1stes Bändchen, Seite 44 u. 45.

Siamesen; am weitesten haben sie es in der Seidenwürmerzucht und Seidenweberei gebracht.

Die Kleidung ist anständig, und bei beiden Geschlechtern ziemlich gleich. Für den unteren Theil des Körpers bedient man sich weiter Beinkleider; der Hauptheil der Kleidung besteht aus zwei oder mehreren Röcken, die bis gegen das Knie reichen. Die Röcke werden mit Schlingen zusammengehalten, die Aermel sind weit und hängen bei solchen Personen, welche nicht arbeiten, einen Fuß über die Fingerspitzen herab. Wenn ein Cochin-Chinese in vollem Putz ist, so trägt er immer über den erwähnten Röcken ein weites seidenes Gewand, welches bis zu den Knöcheln herabfällt. Das Kopfhaar wird lang getragen, und hinten am Kopfe in einen Knoten zusammengebunden. Außer dem Hause tragen beide Geschlechter lakirte Strohhüte, von ziemlich 2 Fuß Durchmesser; sie werden unter dem Kinn festgebunden, und gewähren guten Schutz gegen Sonne und Regen. Die Schuhe der Cochin-Chinesen sind sogenannte Pantoffeln ohne Fersenleder.

Die Cochin-Chinesen kauen beständig Betel, auch sind sie in hohem Grade dem Genusse des Tabaks ergeben, und kauen ihn nicht allein, son-

dern rauchen ihn auch in Gestalt kleiner Cigarren, die sie in Papier wickeln.

Ihrem Charakter nach sind sie ein sanftes und gelehriges Volk, besonders zeichnen sich die niedern Klassen durch ihre Lebendigkeit aus. Man sieht sie immer sprechen und lachen, als hätten sie sich über nichts zu beklagen, und als lebten sie unter einer der mildesten Regierungen in der Welt, während sie doch die Sclaven eines höchst despotischen Monarchen sind. Dieses fröhliche Wesen findet jedoch keineswegs höheren Beifall, denn einer der französischen Mandarine sagte uns, daß Lachen und Lustigkeit in Cochin-China nicht selten die Bambusstrafe nach sich ziehe. Die höheren Klassen nehmen daher eine ernsthafte und feierliche Haltung an.

Der Mangel an Gefühl für's Schöne und Anständige ist bei ihnen auffallend; denn ihren Körper behandeln sie höchst unreinlich, auch bedienen sie sich zu ihrer Wäsche ungebleichter Leinwand, die nachher niemals gewaschen zu werden scheint. Sie nehmen keinen Anstand, Ungeziefer zu genießen, von bebrüteten Eiern war bereits die Rede, und ihre Lieblingsbrühe wird zum Theil aus den Säften fauliger Fische bereitet.

Gleich den Siamesen besitzen sie den Natio-

nalfehler der Eitelkeit, da sie sich für das erste Volk in der Welt halten.

Die Regierung von Cochin-China ist, wie bereits aus dem Gesagten erhellet, äußerst despotisch, behauptet dagegen, gelind und väterlich zu sein. Sie giebt vor, das Königreich wie eine Familie zu regieren, und das Hauptwerkzeug dabei ist der Bambusstock. Nichts als die Furcht vor Aufstand scheint die Gewalt des Königs zu beschränken.

In Cochin-China, wie in Siam, nimmt die Regierung die Dienste der ganzen erwachsenen männlichen Bevölkerung in Anspruch. Diese Einrichtung ist unleugbar das größte Gebrechen der Verfassung. Denn jeder männliche Unterthan steht vom 18ten bis zum 60sten Jahre, oder sogar noch länger, wenn er dienstfähig ist, zur Verfügung des Staates. Die Ausgehobenen heißen Soldaten und tragen eine militärische Uniform, wobei jeder zu einem Regimente gehört; die Dienste aber, zu welchen sie aufgefordert werden, sind keineswegs ausschließlich militärischer Art. Sie dienen nämlich nicht nur als Soldaten und Matrosen, als Arbeiter bei Erbauung der Landstraßen, Kanäle, Brücken u. s. w., sondern sie werden auch als Bediente und Dienstboten von den Staatsbe-

amten gebraucht. Die Armee besteht aus 30,000 Mann, und befindet sich immer in der Nähe des Königs. Sie ist in Kolonnen, Regimenter und Compagnien abgetheilt, und jedem Regimente ist eine gewisse Zahl Kriegselephanten beigegeben. Cavallerie ist nicht vorhanden, da es an tauglichen Pferden fehlt, und da auch das ganze Land sich nicht gut für Cavalleriebewegungen eignet. Die Truppen sind mit Flinten und Bajonnetten, oder mit Spießen bewaffnet. Wir untersuchten mehrmals die Musketen, und fanden sie in sehr guter Ordnung. Die Exercitien, in welchen die Truppen geübt werden, sind europäischer Art; die Disciplin ist streng.

Die cochin-chinesischen Soldaten sind gelehrig und folgsam, behend und im Stande, Strapazen auszuhalten. Wären sie von europäischen Offizieren angeführt, und dienten sie unter einer Regierung, von welcher sie gut und gerecht behandelt würden, so ließe sich mit ihnen viel ausrichten; gegenwärtig aber ist persönlicher Muth keine Tugend, die man von ihnen erwarten darf.

Die cochin-chinesische Religion ist, mit geringer Verschiedenheit, die chinesische. Die niedern Klassen verehren den Buddha, während Personen

von Rang und Gelehrte sich zur Secte des Confucius *) halten. Man findet zwar eine Menge kleiner Tempel, und andere Orte der Verehrung, an welchen einzelne Fromme ihre Opfer darbringen, wie es ihnen beliebt; aber es giebt hier keine geräumigen Tempel, wo sich das Volk zu gemeinschaftlicher Andacht und religiöser Verehrung versammelt.

Viele Tempel sind, wie ich erfahren habe, nicht sowohl eigentlichen Gottheiten, sondern vielmehr übernatürlichen Wesen von niederem Range gewidmet. Manche derselben sind Schutzgeister, andere böse Geister. Die Opfer, welche in solchen Tempeln verrichtet werden, bestehen nur darin, daß man Schnitzel Goldpapier verbrennet, wohlriechendes Holz anzündet und geringe Gaben gelobt, um die bösen Geister zu versöhnen. Die Geister der Verstorbenen zu verehren, ist all-

*) Confucius, ein berühmter chinesischer Weltweiser, geb. 551 vor Chr., dessen Andenken noch bis jetzt den Chinesen heilig ist. Er zeichnete sich vorzüglich durch die Reinheit seines Lebenswandels, so wie durch seine weisen Lehren und Schriften aus. Er verbesserte die Begriffe von der Gottheit und ihrer Verehrung, und empfahl besonders Sittlichkeit. Seine in mehrerer Rücksicht musterhafte Religion ist noch jetzt in China die allgemeinste.

gemeine Sitte, und man glaubt, daß die ihnen erzeigte Ehre eben so nothwendig zur Ruhe der Todten, als zum Wohlergehen der Lebenden sei.

Die christliche Religion wurde vor zwei Jahrhunderten durch die Portugiesen in diesem Reiche verbreitet. Der gegenwärtige König und sein Vater haben aber das Christenthum weder befördert, noch verfolgt. Im Ganzen hat es in dieser langen Zeit keine merklichen Fortschritte gemacht. Die Zahl der Christen in Tonquin wurde mir auf 300,000, der in Cochin-China auf 100,000, und der in Kamboja auf 25,000 angegeben. Allgemein versicherte man mich aber, daß die Christen zu dem ärmsten und verworfensten Theile der Bevölkerung gehörten.

Die Vielweiberei ist in jeder Ausdehnung erlaubt; die erste Frau ist gewöhnlich von gleichem Range, als der Mann, und wird als das eigentliche Weib betrachtet. Die übrigen sind Personen von geringerem Stande, und sind nicht viel besser, als die Mägde der Ehefrau. Die Ehe ist unauflöslich, ausgenommen, wenn beide Parteien in die Trennung willigen. Die cochinchinesischen Weiber werden nicht, wie in den meisten Ländern Asiens, eingesperrt, aber deshalb

um nichts mehr geachtet. Man behandelt sie im Gegentheil mit Härte, denn ein Ehemann darf seine Frau nach Belieben züchtigen, wenn sie nur nicht daran stirbt. Wir waren selbst Zeugen einer solchen rohen Bestrafung; denn als unser Schiff bei Kandyu vor Anker lag, sahen wir, wie ein junges Frauenzimmer von 24 oder 25 Jahren auf's Antlitz niedergeworfen, von einem Manne und einer Frau gehalten wurde, während ein roher Kerl, wahrscheinlich ihr Ehemann, ihr wenigstens 50 Hiebe mit einem Bambusrohre gab. Diese Strafe fiel auf offener Straße vor, und keiner der Vorübergehenden schien sich daran zu stoßen.

Auch müssen die Weiber in Cochin-China einen großen Theil der Arbeiten verrichten, welche in andern Ländern dem männlichen Geschlechte allein zukommen. Denn die Weiber pflügen, eggen, ernten, tragen schwere Lasten, führen den Handel in den Kaufläden, sind Trödler und Geldwechsler. In den meisten dieser Fälle gelten sie für erfahrner und einsichtsvoller, als die Männer, welche durch den Müßiggang im Dienste des Staates verdrossen gemacht werden.

Reise in Japan,

von

Don Rodrigo de Viveroy Velasco.

Im Auszuge.

Da der voranstehende Theil des 4ten Bändchens von Siam und Cochin-China handelt, so wird der Beschreibung dieser asiatischen Reiche hier noch eine gedrängte Schilderung des zu demselben Welttheile gehörigen Kaiserthums Japan angehängt. Mögen sich aber die jungen Leser an dem hohen Alter dieses vor mehr als zwei Jahrhunderten entworfenen Reiseberichts nicht stoßen; denn während die meisten Länder in einem so langen Zeitraume die wesentlichsten Veränderungen erleiden, und sich nach Jahrhunderten oft kaum mehr gleichen, ist Japan gegen alle Einflüsse von außen streng verschlossen, scheut jede Berührung mit andern, besonders europäischen Völkern ängstlich, macht von ihren Fortschritten in Künsten und Wissenschaften nicht den mindesten Gebrauch, und bleibt folglich unverrückt auf der Stufe von Bildung stehen, die es vor langen Zeiträumen bereits einnahm. Als daher die folgende Reisebeschrei-

bung vor einigen Jahren aus einer spanischen Bibliothek, in der sie blos handschriftlich bisher niedergelegt war, ans Licht gezogen wurde, säumte man nicht, sie dem Drucke zu übergeben, und Uebersetzungen von ihr zu veranstalten, da sich's zeigte, daß, nach den neuesten Nachrichten über Japan, der Zustand dieses Reiches, Kleinigkeiten ausgenommen, noch derselbe ist, wie ihn Don Rodrigo Velasco im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts beschrieben hat.

Im Jahre 1608, am 30sten September — so erzählt Don Rodrigo Velasco — fand der Schiffbruch des Fahrzeuges Sankt Franz Statt, welches ich bei meiner Abreise von den Philippinen *) bestiegen hatte, wo ich Statthalter des Königs von Spanien gewesen war. Die Stürme und Mühseligkeiten, welche ich bis zu dem Augenblicke des Schiffbruchs bestand, waren so furchtbar, daß ich zweifle, ob je auf den Meeren 75 schrecklichere Täge verlebt worden sind. Das Schiff strandete an einer unbekannten Küste; von 10 Uhr Nachts, wo das Schiff anlief, bis zum folgenden Morgen hingen alle die von uns, welche dem Tode entgingen, am Takelwerke und an den Tauen; auch die Unerschrockensten vermeinten jeden Augenblick durch die Wuth der Wogen unterzugehen, welche

*) Philippinen, eine Inselgruppe in Ostindien, die meist der Krone Spanien gehört.

uns nach und nach 50 Menschen raubten. Gott aber warf einen Blick des Erbarmens auf uns und gestattete, daß der größere Theil, die Einen auf Bretern, die Andern auf sonstigen Schiffstrümmern sich retteten.

Die Küste war uns gänzlich fremd, bald erblickten wir jedoch zu unserer Beruhigung Reisfelder. Dieser Anblick vergewisserte uns zwar unsers Lebensbedarfs, aber nicht unsers Lebens, da wir uns ohne Waffen und irgend ein Mittel der Vertheidigung befanden, wenn die Landesbewohner Wilde gewesen wären. Doch in weniger denn einer Viertelstunde entdeckten wir, daß dieselben Japaner seien, was uns eine große Freude verursachte; insonderheit mir, weil ich, als die Statthalterschaft über die Philippinen von mir angetreten wurde, daselbst 200 Japaner, wegen einer Sache, die mir nicht hinlänglich erwiesen dünkte, in den Gefängnissen eingeschlossen fand, welchen ich nicht nur die Freiheit gab, sondern die ich auch sicher nach ihrem Lande bringen ließ, wofür mir der Kaiser seinen besonderen Dank hatte ausdrücken lassen, so daß ich hoffte, dieser Fürst könne jenen Vorgang nicht vergessen haben, und festes Vertrauen faßte, er werde sich bei dieser

Gelegenheit erkenntlich gegen mich beweisen. Ich fand in der Folge, daß ich mich nicht betrogen hatte.

Fünf oder sechs von den Japanern, die wir erblickten, näherten sich uns und schienen Mitleid mit dem traurigen Zustande zu haben, in welchem sie uns sahen, und der auch wirklich höchst kläglich war; denn die Meisten unter uns hatten kaum ihr Hemde gerettet. Ich hatte in meinem Gefolge einen christlichen Japaner, durch welchen ich sie fragen lassen konnte, wo wir wären. Sie sagten: wir befänden uns in Japan, anderthalb Stunden von ihrem Dorfe, genannt Yubanda, wohin wir uns denn auf den Weg machten.

Bei unserer Ankunft sagte mein Dolmetscher, wer ich wäre, und erzählte den Einwohnern unsere jammervolle Geschichte. Ihre Weiber, die außerordentlich mitleidig sind, vergossen heiße Thränen, und ersuchten ihre Männer, uns Kleider zu geben, welches sie auch gern thaten. Großmüthig theilten sie auch ihre Speisen mit uns, die aus Reis und Fischen bestanden. Sie ließen den Tono oder Herrn des Dorfes, welcher sechs Stunden von demselben entfernt wohnte, von unserer Ankunft benachrichtigen, worauf dieser

befahl, uns gut zu behandeln. Nach drei Tagen kam der Tono selbst, mir mit großem Prunk einen Besuch abzustatten. Wie er meiner ansichtig wurde, grüßte er mich mit Kopf und Hand, nicht viel anders, als wir es in Europa machen. Er drang lange in mich, den Ehrenplatz einzunehmen, welcher in Japan zur Linken ist, wegen des Degens, den man auf dieser Seite führt. Er begann damit, mir sein Beileid über mein Unglück auf eine so rührende Weise zu bezeigen, daß ich wegen meiner Antwort in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Er machte mir vier Kleider zum Geschenke; sie waren von Damast und anderen kostbaren Stoffen, mit Gold und Seide eingefaßt, und nach Landesart zugeschnitten. Außerdem befahl er, daß, bis der Kaiser seinen Willen hinsichtlich meiner, und meines 300 Mann starken Gefolges ausgesprochen habe, wir sämmtlich auf seine Kosten unterhalten werden sollten, was denn auch 37 Tage lang geschehen ist. Auch erlaubte er mir, zwei Personen an den Kronprinzen und dessen Vater, den Kaiser, abzusenden, mit dem Bericht von meinem Unglücke, wozu ich den Hauptmann Sericos und den Lieutenant Pequeno erwählte.

Der Kronprinz residirte in der Stadt Jedo, 40 Stunden vom Orte meines Aufenthalts entfernt, und der Kaiser in Zurunga, welches noch weitere 40 Stunden entfernt liegt. Ungeachtet dieser Entfernung, und obwohl ein so unvorhergesehener Fall bei der japanischen Regierung hätte Bedenklichkeiten veranlassen dürfen, wurden die nöthigen Befehle doch so schnell erlassen, daß meine Gesandten schon nach 24 Tagen zurückkehrten, begleitet von einem Beamten des Prinzen. Dieser händigte mir die Erlaubniß ein, mich an den Hof des Prinzen, und den des Kaisers zu begeben, sammt einer Anweisung an die Behörden der Orte, welche ich passiren mußte, sich meine Beherbergung auf's Beste angelegen sein zu lassen. Unter Anderem hieß es in der Verordnung: da nach den Reichsgesetzen alles Gut der Schiffbrüchigen, sowohl fremder, als eingeborner, dem Kaiser gehöre, so mache dieser mir sein Eigenthum wiederum zum Geschenke, um damit nach Gutdünken zu verfahren. Ich entschied mich aber dahin, Alles, was von den gestrandeten Waaren noch vorhanden sein möchte, den Eigenthümern zurückzuerstatten.

Auf dem Wege nach Jedo, der Residenz des

Kronprinzen, fiel mir nichts Bemerkenswerthes auf, als daß die Städte, durch welche ich kam, bedeutend groß waren, und daß ich über die ungeheure Bevölkerung immer mehr staunen mußte.

Am Tage, welcher zu meinem Einzuge in der berühmten Hauptstadt bestimmt war, kamen mir mehrere Edelleute entgegen, mit der Bitte, in ihrer Wohnung meinen Abstand zu nehmen. Ich kam über die Wahl nicht in Verlegenheit, denn es war mir auf Befehl des Prinzen zu wissen gethan worden, daß ein eigenes Haus zu meiner Aufnahme bereit stehe. Es war nöthig, daß Polizeibeamte uns durch die Straßen Weg machten, obwohl mir dieselben unverhältnißmäßig breit gegen die unsern dünkten. Das Gerücht von unserer Ankunft hatte sich in der ganzen Umgegend verbreitet, was denn eine solche Menge Neugieriger nach Jedo zog, daß ich die acht Tage lang, während welcher ich das erstemal dort war, keinen Augenblick Ruhe hatte.

Obwohl die Stadt Jedo noch nicht die beträchtlichste in Japan ist, so verdient sie doch ihren großen Ruf in vielen Beziehungen. Sie zählt 700,000 Einwohner, und wenn sie gleich nicht am Meeresufer liegt, so genießt sie doch vermöge

eines großen, sie durchschneidenden Flusses, alle Vortheile einer Küstenstadt. Auf diesem Flusse, der sich im Innern der Stadt in mehrere Arme theilt, kommen alle zum Unterhalt der Bewohner nöthigen Vorräthe an. Straßen und Plätze sind in Jedo sehr schön, vollkommen gut unterhalten, und so reinlich, als würden sie gar nicht betreten. Sämmtliche Straßen haben bedeckte Seitengänge, und jede einzelne ist nur von Leuten desselben Gewerbes bewohnt, so daß z. B. in der einen blos Zimmerleute, in der andern blos Schmiede, in der dritten Schneider u. s. w. wohnen. Kaufleute und Händler sind eben so abgetheilt, daher die Käufer nach Belieben wählen können, ohne erst weit herumstreichen zu dürfen. Ein großer Theil der Plätze und öffentlichen Märkte ist im Ueberflusse mit auf gleiche Art gesonderten Lebensmitteln versehen, so daß jede Art ihren eigenen Ort hat; ich sahe z. B. denjenigen, wo das Wildpret verkauft wird, und traf daselbst eine unzählige Menge Hasen, wilde Schweine, Damhirsche, Gemsen, und viele Thiere an, die ich noch gar nicht gesehen hatte. Der Fischmarkt ist sehr groß und ungemein reinlich; ich fand daselbst mehr denn tausend Arten von frischen und

gesalzenen Fluß- und Meerfischen; überdies enthielten ungeheure Kufen eine große Menge lebendiger Fische. Endlich stand der Frucht- und Gemüsemarkt an Reinlichkeit und Menge dem Fleisch- und Fischmarkte nicht nach, und ich konnte mich überzeugen, daß die Wohlfeilheit, die Zahl und Beschaffenheit der Lebensmittel den Bewohnern Jedo's ihren Unterhalt sehr erleichtern müsse. Auch die Wirthshäuser sind sämmtlich in einigen besondern Straßen, zunächst denjenigen, wo ausschließlich die Pferdeverkäufer und Verleiher wohnen, welche in so großer Anzahl da sind, daß ein ankommender Reisender, der, nach Landesbrauch, von zwei Stunden zu zwei Stunden mit den Pferden wechselt, nur über die ihm zu Gebote stehende Wahl in Verlegenheit geräth. Die Herren und Edlen bewohnen ebenfalls einen gewissen Theil der Stadt allein.

Die höchste Staatsbehörde bildet ein Statthalter, und in jeder Straße giebt es einen Richter, wozu gewöhnlich der angesehenste Bewohner erwählt wird. Die Straßen werden mit Anbruch der Nacht an beiden Enden durch ein Thor geschlossen. Auch am Tage befindet sich bei jedem Thore ein Wachtposten, der mit dem Wachtposten

des nächsten Thores durch einzelne, in gewisser Entfernung von einander aufgestellte Schildwachen in Verbindung steht, so daß, sobald ein Verbrechen begangen worden, die Nachricht davon augenblicklich bei beiden Thoren anlangt, welche auf der Stelle geschlossen werden, und selten vermag sich dann der Schuldige der Bestrafung zu entziehen.

Was ich von Jedo erzähle, läßt sich auf alle Städte des Reiches anwenden.

Zwei Tage nach meiner Ankunft schickte mir der Kronprinz einen Geheimschreiber, Namens Konsekonduno, um mich zur Audienz abzuholen. Ich glaube versichern zu dürfen, daß ich von dem Eintrittsthore bis zu den Gemächern des Prinzen mehr denn 20,000 Menschen traf, die nicht gerade um dieses Tages willen versammelt, sondern im fortlaufenden täglichen Dienste waren.

Der erste Saal, durch welchen man in den Palast eintritt, war so reich geschmückt, daß wir in das größte Erstaunen geriethen; aber dieses mehrte sich von Saal zu Saal, bis zu demjenigen, wo uns der Prinz empfing. Ich wurde von einem Gemach in das andere durch verschiedene Offiziere geführt, die mich jedesmal an der

Thüre verließen, nachdem sie mich andern übergeben hatten. Der Prinz empfing mich in einem großen Saale, in dessen Mitte sich eine Erhöhung von zwei Stufen befand, woselbst er auf dem platten Boden, der mit einem prächtigen Teppich von scharlachenem, goldbesetztem Sammt belegt war, saß. Er trug ein grünes und gelbes Ueberkleid, und darüber einen Gürtel, an welchem sein Dolch und sein Degen hingen. Seine Haare waren mit Bändern verschiedener Farbe geschmückt, ohne daß er sonst etwas auf dem Kopfe hatte. Er ist ein Mann von 35 Jahren, braun, von angenehmem Gesicht und guter Statur. Die beiden Geheimschreiber des Prinzen befahlen meinen Begleitern stehen zu bleiben, und ich schritt allein bis zu einer Art Stuhl vorwärts, der fast so niedrig war, als der Boden, und vier Schritte zur Linken von dem Prinzen entfernt stand. Er hieß mich das Haupt bedecken, und ließ mir lächelnd durch seine Dolmetscher sagen, daß das Vergnügen, welches er im voraus empfunden habe, mich zu sehen und meine Bekanntschaft zu machen, jetzt getrübt sei, weil ich ihm traurig über das mir zugestoßene Unglück scheine; brave Männer dürften aber über einen Unfall, der sie ohne

Schuld betroffen, sich nicht betrüben, ich sollte Muth fassen, denn ich wäre in einem Reiche, wo man Alles zur Befriedigung meiner Wünsche beitragen würde. Ich dankte ihm, und antwortete, so gut ich es vermochte. Der Rest des Gespräches bestand in Fragen, die er an mich über die näheren Umstände meines Unglücks machte, wobei er mir eröffnete, daß ich in vier Tagen an den Hof seines Vaters mich begeben könne, und daß er Befehl ertheilen werde, mich überall, wo ich durchkäme, nach meinem Verdienste aufzunehmen.

Vier Tage nachher reis'te ich also nach Zurunga ab, welches 40 Stunden von Jedo liegt. Es würde mir nicht an Stoff gebrechen, meine Erzählung auszudehnen, wenn ich berichten wollte, was ich Alles auf diesem Wege gesehen habe. Ich begnüge mich aber zu bemerken, daß mehrere Flecken, die nicht einmal den Rang einer Stadt haben, über 100,000 Einwohner zählen; kaum kann man eine Viertelstunde zurücklegen, ohne durch ein Dorf zu kommen. Auf welche Seite der Reisende auch den Blick werfe, überall sieht er Leute ab- und zugehen, wie in den bevölkertsten Städten Europa's; die Wege zu beiden Seiten sind mit einer Reihe herrlicher Fichten besetzt,

um vor der Sonne zu schützen; die Stunden sind durch eine kleine, mit zwei Bäumen besetzte Erhöhung, selbst mitten in den Städten oder Dörfern, bezeichnet.

Nach einer fünftägigen Reise, während welcher ich, den Befehlen des Prinzen gemäß, so gut aufgenommen und behandelt wurde, daß, wenn ich meinem Vaterlande entsagen könnte, ich dieses Land dem meinigen weit vorzöge — langte ich in Zurunga an, und will Alles berichten, was mir dort widerfuhr.

Die Stadt hat 5 bis 600,000 Einwohner; sie ist nicht so schön wie Jedo, aber ihr Himmelsstrich ist unendlich angenehmer. Um dieses Grundes willen wurde sie vom Kaiser zu seiner Residenz erwählt. Derselbe sandte mir einen Herrn seines Hofes entgegen, um mich am Eingange der Stadt zu empfangen und mich in das Haus zu führen, das zu meiner Aufnahme zubereitet worden war. Ich hatte, um dahin zu gelangen, dieselben Schwierigkeiten, wie in Jedo, wegen der unermeßlichen Menge, die zusammengeströmt war, um so weit hergekommene Fremde zu sehen. Das Haus war auf's Sorgfältigste mit Allem, dessen ich bedurfte, ausgerüstet. Den

Tag nach meiner Ankunft ließ mich der Kaiser durch einen seiner Geheimschreiber begrüßen, welcher mir zugleich ein Geschenk von zwölf vollständigen, ungemein reichen Anzügen überbrachte. So lange ich in Zurunga war, schickte mir der Kaiser auch jeden Tag ausgesuchte Konfitüren und Früchte zum Geschenke, unter Anderem Birnen, die mehr als zweimal so groß waren, als die größten in Spanien.

Als ich nun zur Audienz bei dem Kaiser aufgefordert wurde, mußte ich eine Stunde Wegs bis zum Palaste zurücklegen; ich wurde in einer elegant verzierten Sänfte getragen. Zuerst kam ich bei einem Graben an, wo eine Brücke sich plötzlich erhob, auf ein Zeichen des Befehlshabers meiner Begleitung aber gleich darauf wieder niedergelassen wurde. Ein Offizier kam herüber, und klopfte, nachdem er mit jenem Befehlshaber einige Worte gewechselt hatte, an eine starke eiserne Thüre, welche aufging und mich zwei Reihen von etwa 200 Büchsenschützen sehen ließ, zwischen welchen ich von deren Hauptmann zu einem zweiten Graben geführt wurde, wo sich abermals eine Zugbrücke befand. Aus diesem zweiten Verschließ brachte man mich zu einem der Gänge des Schlos-

ses, welche sämmtlich in einen ungeheuren Vorsaal auslaufen, wo mehr denn tausend Soldaten von verschiedenen Waffen aufgestellt waren. Von da kam ich durch neun Säle, indem ich bei jedem Saal einen andern Begleiter erhielt, und von der Pracht ihrer Ausstattung ganz verblendet war; Alles schimmerte von Gold und glänzendem Firniß. Zwei Geheimschreiber oder Minister des Kaisers, begleitet von einer großen Zahl reich gekleideter Diener, kamen auf mich zu, und der Vornehmere von Beiden, der wie der Minister des Prinzen Kosekonduno hieß, führte mich bei dem Kaiser ein. Dieser befand sich in einer Art offenem viereckigen Alkov, der nicht sonderlich hoch, aber ungemein kostbar ausgeschmückt war. Die Stelle, wo er saß, war zwei Stufen über dem Boden erhaben, und auf vier Schritte Entfernung mit einem sechs Fuß hohen goldenen Gitter umgeben, in welchem sich mehrere kleine Thüren befanden, durch welche die Diener ein- und ausgingen, welche der Kaiser von Zeit zu Zeit unter denjenigen aufrief, die demüthig auf Knien und Händen um das Gitter her lagen.

Der Monarch war von etwa zwanzig Herren umringt, Ministern oder angesehenen Hofleuten,

die in lange Mäntel von Seide gekleidet waren. Im Gürtel trug er einen Degen, und seine Haare waren mit Bändern verschiedener Farbe durchwunden, ohne sonstigen Kopfputz. Er saß auf einer Art Lehnstuhl, von blauem, mit silbernen Sternen und Halbmonden besetzten Atlas. Sein Alter schien mir von 60 Jahren zu sein, die Statur mittler Größe und ziemlich wohlbeleibt. Das Gesicht war ehrwürdig und freundlich, aber bei weitem nicht so braun, als das seines Sohnes. Ich näherte mich zwischen beiden vorbenannten Ministern, indem ich die am spanischen Hofe üblichen Ceremonien oder Verbeugungen vollbrachte. Bis dahin hatte der Kaiser eine große Ernsthaftigkeit beobachtet, sobald ich aber mit meinen Begrüßungen zu Ende war, beugte er ein wenig den Kopf und lächelte mir huldvoll zu, indem er mir mit der Hand ein Zeichen gab, mich zu setzen. Von Neuem verneigte ich mich sehr ehrfurchtsvoll und blieb stehen; aber er winkte mir abermals zu, so daß ich nachgab, und Platz nahm. Er hieß mich das Haupt bedecken, und nach einem Stillschweigen von beinahe einer halben Viertelstunde, befahl er zweien Geheimschreibern zu seiner Seite, mir zu sagen: wie sehr er sich

über meine Ankunft freue, und daß er, obwohl ich durch ein Unglück hergekommen sei, welches mich traurig stimmen müsse, mich auffordere, mich zu trösten und zu erfreuen, denn er gedenke mir mehr Gunst und Gnade zu erweisen, als ich selbst von meinem eignen Regenten erwarten könnte. Ich antwortete ihm vermittelst meines Dolmetschers: daß ich Sr. Hoheit die Hände küsse für die Huld, womit Dieselbe mich überhäufe, und daß die Gegenwart großer Könige immer ein mächtiges Trostmittel selbst für größere Unfälle, als der meinige, sei. Ich fände mich eben so vollkommen ermuthigt und getröstet, da ich mich am Hofe eines so großen Monarchen sähe, als wenn ich an dem Hofe des Königs Philipp *) selbst wäre. Einen Augenblick nachher ließ er mich auffordern, ihm meine Wünsche zu wissen zu thun, sowohl in Hinsicht meiner, als in Bezug auf die Freundschaft, die er mit meinem Herrn zu unterhalten Willens sei; er werde seinen Ministern befehlen, mir schleunig, und meinen Wünschen gemäß, an die Hand zu gehen. Ich erwiederte: die Gnade

*) Der damals regierende König von Spanien war Philipp der 3te.

eines so großen Fürsten sei zu kostbar, um nicht alles Andere vergessen zu machen; ich bäte daher um die Erlaubniß, mich später noch einmal vor seinem Throne einfinden zu dürfen, um ihm meine Bitten zu Füßen zu legen.

Auf dies wollte ich aufstehen und mich zurückziehen; der Kaiser aber hieß mich sitzen bleiben, indem er mir sagen ließ, er habe ein großes Vergnügen daran, mich zu sehen, er wolle nicht, daß mein Besuch so kurz daure, und wünsche, daß ich dem Empfange einer seiner Vasallen beiwohne, dem er die Gnade haben werde, sich jetzt zu zeigen. Nachdem diese Ceremonie vorüber war, wurde ich von den zwei Ministern bis zum Eingange des dritten Saals begleitet, wo sie mich denselben Personen übergaben, die mich eingeführt hatten. Diese gingen bis zum äußern Thore mit mir, und so langte ich wieder zu Hause unter Beobachtung derselben Gebräuche, wie bei meinem Hinwege, an.

Am folgenden Tage verfügte ich mich zu Konsekonduno, des Kaisers erstem Minister, dessen Wohnung, obwohl nicht so groß als der kaiserliche Palast, nicht minderer Bewunderung werth war. Er bewirthete mich mit einem treff-

lichen, in Japan sehr gewöhnlichen Wein, trank auf meine Gesundheit, wobei er nach Art seines Landes das Glas auf seinen Kopf stellte. Ich überreichte ihm ein in's Japanische übersetztes Schreiben, worin die Gesuche, zu welchen mich der Kaiser aufgefordert hatte, von mir ausgedrückt waren. Erstens verlangte ich: Se. Hoheit möchte Ihren Schutz den verschiedenen katholischen Mönchsorden, welche im Japanischen sich aufhielten, angedeihen lassen, und zu befehlen geruhen, daß selbige bei Haltung ihres Gottesdienstes und Verbreitung der christlichen Lehre auf keine Weise beeinträchtigt würden. Zweitens bat ich Se. Hoheit, die Freundschaft mit dem Könige Philipp, meinem Herrn, zu erhalten und immer mehr zu befördern. Meine dritte Bitte war eine Folge der zweiten: um nämlich die Freundschaft des Königs Philipp, meines Herrn, zu erhalten, dürfe Se. Hoheit keinen Feinden meines Königs, wie die Holländer wären, gestatten, in Ihrem Reiche sich aufzuhalten, und ich bäte daher unterthänig, dieselben auszuweisen.

Der japanische Minister versicherte mich, daß er meinen Aufsatz dem Kaiser mittheilen werde, und bereits am folgenden Tage berichtete er mir:

Der Kaiser habe, nach Durchlesung meines Schreibens, ausgerufen: „Um nichts beneide ich den König Philipp, als um einen so treuen Diener. Bewundert ihr ihn Alle und wisset, daß dieser Mann, nachdem er Alles durch Schiffbruch verloren hatte, und beinahe nackt war, ich aber demselben jede Gnade und Begünstigung zusicherte, um die er einkommen würde, wohl vermied, für sich selbst Gold und Silber zu fordern, sondern nur auf den Vortheil seiner Religion und seines Königs dachte. Ihr möget demzufolge ihn versichern, daß ich ihm Alles zugestehe, was er verlangt, und daß ich Befehl ergehen lassen werde, die katholischen Geistlichen, welche sich in Japan befinden, forthin nicht zu beeinträchtigen. Was aber die Austreibung der Holländer betrifft, so sei dies sehr schwierig, da sie mein kaiserliches Wort erhalten haben.“

So war die Antwort, welche der Kaiser mir ertheilen ließ; zugleich eröffnete mir der Minister, sein Kaiser habe gehört, daß es in Spanien treffliche Bergleute gäbe, welche in der Kunst, Silber aus den Gruben zu fördern, sehr erfahren seien, daher wünsche dieser, der König Philipp möchte ihm 50 derselben zuschicken, welchen man

jeden Vortheil zukommen lassen würde, den sie wünschen möchten; denn obschon es viele Bergleute in Japan gebe, seien diese doch sehr ungeschickt, und brächten aus den Gruben des Landes nicht halb so viel zu Tage, als möglich wäre.

Zwei Tage nachher wurde ich nochmals mit denselben Feierlichkeiten, wie das erste Mal, vor den Kaiser geführt, der mir denselben Bescheid mündlich wiederholte, welchen er mir durch den Minister hatte ertheilen lassen. In meine Wohnung zurückgekehrt, befaßte ich mich mit den Vorbereitungen zu meiner Abreise, und begab mich nach Bungo, um daselbst, wo möglich, nach meinem Vaterlande mich einzuschiffen.

Von Zurunga nach Meako, durch welche Stadt mich mein Weg führte, sind es nahezu 100 Stunden, immer in der Ebene und in einer fruchtbaren Landschaft. Man setzt über mehrere Flüsse auf sehr bequemen Fähren, welche eine große Anzahl Menschen und Pferde aufzunehmen vermögen. Aller Orten bemerkte ich dieselbe Beweglichkeit, so wie eine bewunderungswerthe Fülle jeder Art von Kauf- und Eßwaaren, letztere zu so wohlfeilem Preise, daß sich auch die ärmsten

Leute dieselben leicht verschaffen können. Auf diese Weise überall, wohin ich kam, mit außerordentlicher Zuvorkommenheit und Sorgfalt behandelt, gelangte ich endlich in Meako an. Ich könnte meinen Bericht noch sehr weit ausdehnen, wenn ich aller der Merkwürdigkeiten Erwähnung thun wollte, die mir unterwegs auffielen. Ich kann versichern, daß ich durch mehrere Städte von 150 bis 200,000 Einwohnern kam, und ich erinnere mich nicht, ein einziges Dorf von geringem Umfange gesehen zu haben. Meako erblickte ich an einem Nachmittage zuerst. Diese Stadt ist mit Recht weltberühmt wegen ihrer Schönheit und Größe. Ich vermochte dieselbe nicht mit Bestimmtheit zu erfahren, allein nach einer Vergleichung der verschiedenen Berichte, die mir hierüber gegeben wurden, kann ich sie nicht niedriger als zu 1,500,000 Seelen ansetzen. Sie liegt in einer großen wohlbebauten Ebene. Ihre Mauern haben einen Umfang von zehn Stunden, was ich mit Sicherheit sagen darf, denn ich selbst habe sie, ihrer ganzen Ausdehnung nach, umzogen. Ich stieg um sieben Uhr Morgens zu Pferde, ruhte Mittags eine Stunde lang aus, und langte erst mit Einbruch der Nacht bei dem Orte wie-

der an, von welchem ich ausgegangen war. In Meako residirt der Dayri *), welcher als geistlicher Kaiser betrachtet wird. Im Aeußerlichen wird der Dayri selbst vom Kaiser mit der größten Ehrerbietung behandelt, welcher vor seiner Krönung ihm seine Huldigung persönlich darbringen muß. Dies ist jedoch das einzige Zeichen der Unterthänigkeit, zu welchem sich der Kaiser bequemt. Der Palast des Dayri soll von außerordentlicher Pracht sein, und die der kaiserlichen Schlösser weit übertreffen, was ich jedoch nur

*) Der Dayri, auch Kin-Rey genannt, ist der Nachkomme einer Herrscher-Familie, welche ehemals in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten die höchste Gewalt in Japan besaß. Vor etwa dritthalbhundert Jahren riß aber Taikosama, mit Waffengewalt, die Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten an sich, machte sie in seiner Familie erblich, und überließ dem Kin-Rey blos die oberste Leitung der ursprünglichen Religion, zu der sich das japanische Volk in den frühesten Zeiten bekannte. Er ist für das Volk unsichtbar, und nur einmal im Jahre, an einem großen Festtage, spaziert er in einer Gallerie, die nach unten zu offen ist, so daß Jeder sich nähern kann, um seine Füße zu besehen. Das Essen wird ihm jedesmal auf neuem Geschirr gereicht, welches dann zerbrochen wird. Dies geschieht, sagen die Japaner, weil Niemand würdig ist, nach ihm auf demselben Geschirre zu essen; wagte es Jemand absichtlich, oder thäte es nur aus Versehen, so müßte er augenblicklich des Todes sterben.

vom Hörensagen weiß, da dieser Hohepriester sich nicht sehen läßt.

Ein vom Kaiser ernannter Vicekönig verwaltet die Stadt Meako, und hat sechs Unter-Gouverneure unter seinen Befehlen. Er behandelte mich mit vieler Auszeichnung und Freundlichkeit, war sehr begierig, nähere Aufschlüsse über Spanien zu erfahren, und gab mir, um seinen Dank für das Vergnügen zu bezeigen, das ich ihm durch Beantwortung aller hieher einschlagenden Fragen machte, seinerseits die umständlichsten Nachrichten über die große und schöne Stadt, deren Vicekönig er war. Er sagte mir: die Stadt Meako allein habe 5000 Tempel, ohne die Kapellen zu rechnen. Er ließ mich zum Grabe Taikosama's führen, das sich in einem prächtigen Tempel befindet, und zeigte mir auch den Daybu, ein ehernes Götzenbild, das für eins der sieben Wunder der Welt *) gelten könnte. Es ist so groß,

*) Sieben Wunder der Welt, unter diesem Namen kennt man gewisse Kunstdenkmäler der alten Welt, die theils der ungeheuren Größe und Dauer, theils der ausgezeichneten Schönheit wegen, so sehr über alle menschliche Kräfte zu gehen scheinen, daß man sie Wunder der Welt genannt hat. Ihrer sind sieben: 1) die ägyp-

daß ich trotz der Vorstellung, die ich mir nach der vorgängigen Beschreibung davon gemacht hatte, doch bei seinem Anblicke stumm vor Verwunderung war. Um, wenn ich in Spanien darauf zu sprechen käme, eine ungefähre Idee davon geben zu können, befahl ich einem meiner Leute, die Dicke des Daumens an der rechten Hand des Götzen zu messen, und sahe dann mit eigenen Augen, daß, obwohl jener einen ansehnlichen Wuchs hatte, seine ausgebreiteten Arme dennoch um zwei Spannen zu kurz waren, um den Daumen umfassen zu können. Aber nicht die Größe ist das Hauptverdienst dieses Götzen, sondern Füße, Arme Augen, Mund, Stirne und sonstige Züge haben so viel Ausdruck, wie nur der vollendetste Meister seinem Werke geben konnte.

Auch beim Besuche von Taikosama's Grabmal bekam ich bewundernswürdige Dinge zu sehen. Man betritt diesen Tempel auf einem mit Jaspis gepflasterten Zugange von mehr als 400

tischen Pyramiden; 2) die Mauern und hängenden Gärten zu Babylon; 3) der Tempel der Diana zu Ephesus; 4) die Bildsäule des olympischen Jupiters; 5) das Mausoleum; 6) der Coloß zu Rhodus; 7) der Pharus, oder Leuchtthurm, zu Alexandrien.

Fuß Länge, und 300 Fuß Breite. Auf beiden Seiten befinden sich in bestimmten Zwischenräumen Pfeiler, ebenfalls von Jaspis, welche Lampen tragen, die mit Anbruch der Nacht angezündet werden, und eine Helle verbreiten, als ob es Tag wäre. Am Ende dieses Zugangs steigt man auf mehreren Stufen in die auf Säulen ruhende Vorhalle. Rechts bemerkt man ein Kloster für die Geistlichen, welche den sehr prachtvollen Dienst im Tempel versehen. Die Hauptpforte ist mit Jaspis belegt, und mit einer in Gold und Silber künstlich zubereiteten Einfassung umgeben. Die Pracht dieser Pforte und die Vollendung der Arbeit sind Vorzeichen von dem Innern des Gebäudes. Das Schiff wird durch Säulen und Wandpfeiler von großem Maßstabe getragen, und in der Mitte desselben befindet sich ein Chor. Der, welcher mich auf Befehl des Vicekönigs umherführte, trat in den Chor, wo er den Zweck meines Besuchs meldete, denn vier Priester erschienen, um mich zu empfangen. Sie unterhielten sich sehr freundlich mit mir, und geleiteten mich zu einem Altare, wo eine unzählige Menge von Lampen brannte. War ich über diesen Anblick erstaunt, so wurde ich's noch mehr

über die Stille und Andacht aller im Tempel Anwesenden. Man hob fünf bis sechs Vorhänge auf, welche eben so viele Gitter verdeckt hatten, die von Eisen, von Silber, und endlich das letzte, wie man mich versicherte, von lauterem Gold waren. Hinter diesem gewahrte ich eine Kiste, in welcher sich die Asche Taikosama's befand, und blos der Oberpriester durfte den letzten Bezirk, worin die Kiste stand, betreten. Sämmtliche Japaner in meiner Begleitung warfen sich nieder, selbst noch ehe die Vorhänge aufgehoben waren.

Zuletzt besuchte ich den Tempel, welcher allen in Japan verehrten Göttern gewidmet ist. Dies ist das größte Gebäude, das ich je gesehen habe; es enthält 6200 Götterbilder, jedes in einer eigenen Nische. Alle diese Bilder sind von vergoldetem Erz; wirklich suchen die Japaner in der Kunst des Gießens und Vergoldens ihres Gleichen.

Neben diesen heidnischen Tempeln haben in Meako auch die Jesuiten, Dominikaner und Franciskaner ihre Klöster und Kirchen, die man jedoch nicht leicht gewahr wird, da sie von andern Häusern ziemlich verdeckt sind. Indessen hat die Verkündigung des Evangeliums in Japan schon große

Furcht getragen, da es daselbst eine große Anzahl Christen giebt.

Den Tag vor Weihnachten reis'te ich von Meako ab, und begab mich nach Farime, das beinahe mit den Vorstädten jener Stadt zusammenhängt. Farime war der Sitz der Kaiser von Japan bis zur Regierung des jetzigen Kaisers, der seine Residenz nach Zurunga verlegte. Die Straßen sind enger, als die der andern Städte des Reiches; sonst aber steht die alte Hauptstadt den übrigen an Pracht keineswegs nach. Ich begab mich in das Haus der Franciskaner, und es gereichte mir zum Troste, die versammelte Gemeinde mit großer Inbrunst das h. Abendmahl empfahen zu sehen.

Auf einem Flusse schiffte ich mich zu Farime nach der 10 Meilen abwärts gelegenen Stadt Usaka ein. Ich brachte einen Tag mit dieser Fahrt zu, und unterhielt mich sehr angenehm mit dem Anblicke der unzählbaren Menge von Fahrzeugen, welche mit Waaren und mit Reisenden beladen, auf- und abwärts schwammen. Diese Stadt schien mir die schönste zu sein, die ich in Japan gesehen hatte; sie liegt nahe am Ufer des Meeres, das ihre Mauern bespült; sie hat bei-

nahe eine Million Einwohner. Zwei Meilen von Usaka liegt die Stadt Sasay; ich habe sie nicht gesehen, weiß jedoch, daß sie eine Bevölkerung von 400,000 Seelen hat.

In Usaka schiffte ich mich nach Bungo ein, wo sich eine portugiesische Niederlassung mit einem Bischofe befindet; hier gedachte ich mich nach Spanien einzuschiffen. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Bungo lud mich aber der Kaiser nochmals an seinen Hof ein, ich kehrte also nach Zurunga zurück. Die Audienz betraf hauptsächlich die verlangten Bergleute; ich nahm es auf mich, diese dem Kaiser zu versprechen, jedoch unter der Bedingung: daß die Bergleute die Hälfte der Ausbeute erhalten sollten, und daß die andere Hälfte zwischen dem König Philipp, meinem Herrn, und Sr. Hoheit getheilt werde; welche Forderung mir auch zugesagt wurde.

Der Kaiser überließ mir beim Abschiede ein Schiff, um auf demselben in mein Vaterland zurückzukehren, und stellte mir zur Bestreitung der Reisekosten eine Summe von 4000 Dukaten zu, die ich in spanischen Waaren, nach meiner Auswahl, ihm ersetzen sollte. Den gerührtesten Dank brachte ich diesem Fürsten für alle Gunst, wo-

mit er mich überhäuft hatte, dar. Ich ließ nun ein Schiff ausrüsten, auf dem ich mich den 1sten August 1610 einschiffte, und den 27sten des folgenden Monats langte ich, nach einer besonders glücklichen Ueberfahrt über das Südmeer, im Hafen Matanchel in Californien*) an.

Schließlich will ich einige allgemeine Bemerkungen über das japanische Land und Volk beifügen.

Japan zerfällt in eine große Anzahl Inseln, die in 66 Provinzen getheilt, und sämmtlich sehr bevölkert und fruchtbar sind. Das Klima gleicht dem in Spanien, doch ist der Winter in der Regel strenger. Man kennt daselbst weder Pest noch Hungersnoth, indem das Klima äußerst gesund ist, und der Verlauf der Jahreszeiten so regelmäßig erfolgt, daß niemals Mißernte eintritt.

Die Japaner sind sehr betriebsam, und im Verkehr äußerst schlau und erfahren; sie sind ungemein geschickt in Erfindungen so wie in Nachahmung. In den Städten trifft man viele Läden und Magazine von allen möglichen Luxus-Artikeln an.

Es giebt in Japan 35 verschiedene Religionen,

---

*) Siehe 1stes Bändchen, Seite 134 — 139.

oder wenigstens Religionssekten. Die Einen leugnen die Unsterblichkeit der Seele, die Andern erkennen mehrere Götter an, die Dritten verehren die Elemente, ohne daß irgend eine Sekte um ihres Glaubens willen beunruhigt würde. Auch fragte der Kaiser, als die Priester aller Sekten um die Verjagung unserer Geistlichen bei ihm einkamen: wie viele verschiedene Religionen es in Japan gäbe? Fünf und dreißig, antworteten sie. „Gut, erwiederte er, wo man 35 duldet, kann man auch 36 haben; lasset diese Fremden in Ruhe." Während meiner Anwesenheit gab es in Japan mehr als 300,000 Christen.

Die Polizei-Verfassung ist in Japan vortrefflich, und wird von den Obern, wie von den Untergebenen mit großem Eifer gehandhabt. Ich habe bereits die Reinlichkeit der Städte hervorgehoben; ganz so ist es im Innern der Häuser, selbst bei dem geringsten Handwerker.

Japan umfaßt eine äußerst große Zahl von Gold- und Silberminen; wären aber die Bergleute erfahrner, so würden sie eine weit größere Menge dieser Metalle gewinnen können.

Der Reis ist die gewöhnliche Nahrung der Bewohner; doch gedeiht auch der Weizen sehr gut

in Japan, und ein funfzigfacher Ertrag ist keineswegs eine Seltenheit. Die Japaner essen fast kein anderes Fleisch, als Wildpret. Ihre Wälder sind voll von allen den Arten, die wir in Europa kennen, und von mehreren anderen, die uns unbekannt sind. So ist es auch mit Vögeln und Fischen. In der Provinz Bogu ernten die Japaner Baumwolle im Ueberfluß, und bereiten daraus Zeuge und Stoffe, worin das Volk sich kleidet; die Vornehmeren hingegen tragen Seidenzeuge. Der Firniß, dessen sie für ihre Möbel's sich bedienen, hat in der ganzen Welt einen großen Ruf erlangt, und verdient denselben durch Glanz so wie durch Dauer. Ihre Waffen sind von äußerst feinem und starkem Stahl, und sie halten dieselben außerordentlich im Werth.

Die Vornehmen unter ihnen haben immer eine große Menge von Beamten und Dienern, und gehen niemals ohne ein zahlreiches Gefolge aus. Von ihren Untergebenen erhalten sie dieselben Huldigungen und Ehrenbezeigungen, welche sie selbst dem Kaiser darbringen.

Ehrgeiz und eine Charakterfestigkeit, die fast an Trotz grenzt, sind auszeichnende Züge der Japaner aller Klassen; Feigheit ist ihnen unbe-

kannt. Ist Einer von ihnen zum Tode verurtheilt, so duldet er nicht, daß der Henker seinen Körper berühre. Er versammelt seine Verwandten und Freunde, und schlitzt sich in ihrer Gegenwart mit seinem Schwerte den Bauch auf, ohne irgend eine Todesfurcht zu verrathen.

Schließlich muß ich mein großes Bedauern darüber ausdrücken, daß unter einem Volke, welches so gute Gesetze und so treffliche Eigenschaften hat, die reißend schnellen Fortschritte des Christenthums so plötzlich gehemmt worden sind *).

*) Im Jahre 1623 erhob sich in Japan eine grausame Verfolgung und Ermordung der Christen, welche seitdem in diesem Reiche nicht geduldet werden.

STAATL. BIBL. BAMBG.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dietzsch, Karl Friedrich / Crawfurd, John, / Vivero, Rodrigo <<de>>,

Crawfurd's Gesandtschaftsreise nach Siam und Cochin-China und Velasco's Reise in Japan Mit Kupfern

Leipzig [ca. 1835]

Bamberg, Staatsbibliothek -- 46.33

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11415644-6